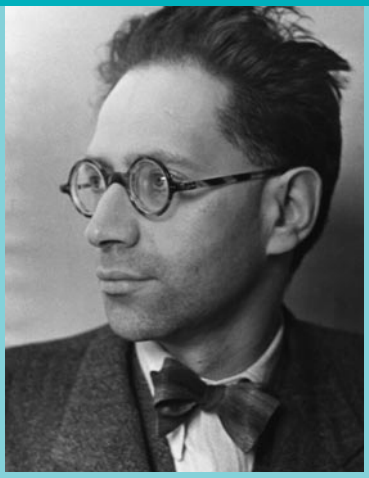
PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE



27. JANUAR 2021 – GEDENKTAG FÜR DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Vergiss nicht, was deine Augen gesehen haben Dtn 4,9

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Hinweise zu den Fotos

Die Fotos in dieser Predigthilfe zeigen Menschen, die im Jüdischen Kulturbund aktiv waren, der vor 80 Jahren unter Zwang aufgelöst wurde.

Bildhinweise Titelseite (von links oben nach rechts unten rechts):

Franziska Omianski: Schauspielerin, Staatstheater Berlin, Jüdischer Kulturbund Berlin, Jüdischer Kulturbund Rhein-Ruhr. Sie emigrierte 1939 nach Palästina.

Leo Hirsch: Schriftsteller und Feuilletonist; 1939 Dramaturg beim Jüdischen Kulturbund. Seit 1942 leistete er Zwangsarbeit, an deren Folgen er 1943 starb.

Doris Wilamowska: Sängerin (Sopranistin); Jüdischer Kulturbund Berlin; deportiert, starb im KZ Auschwitz an Typhus.

Fritz Grünne: deutsch-jüdischer Schauspieler; Jüdischer Kulturbund Berlin. Er beging im Februar 1943 aufgrund der bevorstehenden Deportation gemeinsam mit seiner Frau Suizid.

Edith Eisenheimer: Sängerin (Sopran). Sie sang 1936/37 beim Jüdischen Kulturbund Berlin. 1939 emigrierte sie nach England.

Rudolf Schwarz: Musikalischer Leiter des Jüdischen Kulturbunds von 1936 bis 1941. 1943 nach Auschwitz deportiert. Emigriert 1945. 1957 wird er Chefdirigent des BBC Symphony Orchestra.

Inhalt

3 **Geleitwort** *Ilse Junkermann*

5 **Editorial** *Jutta Weduwen*

I. Impulse für die gemeindliche Praxis

8 **Predigtmeditation**
Matthäus 10,26-28 (29-31): Fürchtet euch nicht! Fürchtet euch nicht! Fürchtet euch! *Marie Hecke*

15 **Liturgie**
zum Gedenkgottesdienst am 27. Januar *AG Theologie*

22 **Predigt**
Kohelet 8,9-14.17 *Matthias Loerbroks*

27 **Psalm 97**
übersetzt aus dem Hebräischen *Lorenz Wilkens*

28 **Meditation**
1. Johannes 2,7-11 *Lorenz Wilkens*

31 **Gedanken zum Bibelvers**
Deuteronomium 4,9: Vergiss nicht, was deine Augen gesehen haben *Lorenz Wilkens*

33 **Biblischer Exkurs**
Israels Gott – ein Fluchtstratege: Flucht, Familie und Heimat in biblischer Sicht *Helmut Ruppel*

36 **Impulse für die theologische und religionspädagogische Praxis**
Rassismus- und antisemitismuskritische Fragmente *Dominik Gautier, Nina Schmidt, Christian Staffa*

II. ASF-Freiwillige berichten

42 Eine Einzimmerwohnung voller Geschichte. *Martha Blumenthaler*

44 Eindrücke von der Gedenkfeier zu 75 Jahre Befreiung von Auschwitz. *Linus Mach*

46 Ein Freiwilligenjahr in Nordnorwegen, unterbrochen durch Corona *Johanna Stuck*

III. Zeitgeschichtliche und politische Bezüge

51 Deutsche Juden: »Keiner will sie.« Zur Konferenz von Évian vor 82 Jahren
Claus Leggewie

58 Der Jüdische Kulturbund in Deutschland *Ingrid Schmidt*

63 Der deutsche Angriffskrieg auf die Sowjetunion und die Diversifizierungsprozesse in der Erinnerungspolitik *Jakob Stürmann*

69 Zum 80. Jahrestag des Überfalls Deutschlands auf Griechenland
Iason Chandrinos

72 Zum Umgang mit Rechtspopulismus im kirchlichen Raum
Jutta Weduwen und Henning Flad

74 Corona, Verschwörungstheorien und Antisemitismus *Henning Flad*

IV. Literaturempfehlungen

80 »Ich sehe Hunde, die an der Leine reißen« von Christoph Heubner: Rezension *Wolfgang Brinkel*

82 Unter der Leselampe: Buchbesprechungen *Helmut Ruppel*

92 Kinder- und Jugendliteratur *Ingrid Schmidt*

95 **Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste**

96 **Autor*innen, Bild- und Fotohinweise**
97 **Impressum**

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer*innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de/predigthilfe. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Geleitwort

»Vergiss nicht, was Deine Augen gesehen haben.« (Dtn. 4,9)

Was haben die Augen des Volkes Israel gesehen? Mose stellt es den Israeliten vor Augen: Gott hat sie aus Sklaverei und Unterdrückung befreit. Sie haben gesehen, wie stark sein Wille und wie groß seine Macht ist, sie in die *Freiheit* zu führen. Und auf diesem Weg haben sie gesehen: Gott gibt ihnen für dieses Leben als freie Menschen Weisungen und Gebote, damit sie in dieser Freiheit in *Gerechtigkeit* miteinander leben; so leben, dass jeder und jede zu seinem und zu ihrem Recht kommt; und so leben, dass sie auch Gott zu seinem Recht kommen lassen, ihn Gott sein lassen und nicht fremden, selbstgemachten Göttern nachlaufen. Das haben sie mit eigenen Augen gesehen und am eigenen Leib erfahren: Freiheit und Gerechtigkeit. Das sollen sie nicht vergessen. Das sollen sie immer vor Augen, in Herz und Sinn haben.

Aber haben sie wirklich gesehen? Ja, in einem weiteren Sinn, haben sie dies leibhaftig, mit allen Sinnen wahrnehmbar erfahren. Und dabei zugleich erfahren: Dieser Gott lässt sich nicht in einem festen, starren Bild sehen. Vielmehr erkennen sie ihn in vielfältiger Weise: in seinem befreienden Handeln; in einem gewaltigen Feuer aus der Bergspitze; in seinem Wort und seiner Weisung, die er selbst auf steinerne Tafeln schreibt, so dass die Menschen sie sehen und nach-lesen können. Diese Erfahrungsweisen sind unterschiedlich, doch in ihnen allen liegt die eine elementar wichtige, leibhaftige Erfahrung: Freiheit und Gerechtigkeit. Das sollen sie nicht vergessen, damit sie in dieser Spur, auf diesem Weg von Freiheit und Gerechtigkeit bleiben. Dies gelingt, wenn sie ihr Handeln an seinem Handeln orientieren, wenn sein Handeln ihnen Maß und Mitte ist.

Es bedeutet auch: Vergiss nicht, dass Gott ein Gott ist, der hinsieht; der diejenigen ansieht, die von Mächtigen rück-sichts-los unterdrückt werden und aus dem allgemeinen Blickfeld geraten; der denjenigen Ansehen verschafft, die ihrer Würde beraubt werden; der diejenigen kennt und erinnert, die zu Opfern und unkenntlich gemacht werden. All diesen ist er Gott, ein Gott, der für ihre Freiheit und Gerechtigkeit eintritt. Er stellt sie vor sich, in sein Blickfeld. Auch uns als in Christus zum Volk Gottes Hinzugekommene lenkt er den Blick genau dort hin. Dass wir seinen Augen folgen und sehen, hinsehen, wahrnehmen, dem Anblick von Unrecht und Grauen standhalten, nicht wegsehen, nicht darüber hinwegsehen, nicht übersehen, nicht aus dem Blickfeld verdrängen. »Vergiss nicht, was Deine Augen gesehen haben«: Zu welchen Grausamkeiten Menschen fähig sind, rational geplant, kühl durchgeführt,

gefühllos schlüssig einem selbstgemachten Gott dienend. Der 27. Januar ist (erst) seit 14 Jahren der bundesweit gesetzlich verankerte Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus. An diesem gemeinsamen Gedenktag ist wichtig, dass die Gesellschaft in diesem Land der Täter und Mittäter als ganze dem Rückblick auf ihre grauenhafte Vergangenheit standhält und nicht vergisst, was an unvorstellbar Schrecklichem Menschen gesehen und erlebt haben, wie es nachwirkt als schwere Last auf Seelen, wie es weiterwirkt als Gift in Köpfen und Herzen; und dass Wegschauen zur Mittäterschaft wird.

Die Texte in diesem Heft dienen solchem Sehen und Gedenken. Sie führen zur Orientierung am Gott Israels, dem Gott, der hinsieht; der darauf sieht, dass seine Weisung zum Leben ins Leben kommt; auch durch unser Tun, das mit dem Sehen, dem Hinsehen auf Ihn und auf den Anderen beginnt, rück-sichtsvoll und aus der Hoffnung, dass der Gott Israels und Vater Jesu Christi Schuld vergibt und zum Handeln für Freiheit und Gerechtigkeit befreit.

Ilse Junkermann

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

»Hüte dich nur und bewahre deine Seele gut, dass du nicht vergisst, was deine Augen gesehen haben, und dass es nicht aus deinem Herzen kommt dein ganzes Leben lang.« So lautet der Spruch des Tages zum 27. Januar 2021, der uns zur Auswahl der vorliegenden Texte bewogen hat.

Vor 76 Jahren wurde am 27. Januar 1945 das Vernichtungslager Auschwitz befreit. Der Gedenktag erinnert an die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung. Unsere neue Vorsitzende Ilse Junkermann schreibt in ihrem Geleitwort: »Dass wir Gottes Augen folgen und sehen, hinsehen, wahrnehmen, dem Anblick von Unrecht und Grauen standhalten, nicht wegsehen, nicht darüber hinwegsehen, nicht übersehen, nicht aus dem Blickfeld verdrängen (…) Zu welchen Grausamkeiten Menschen fähig sind, rational geplant, kühl durchgeführt, gefühllos schlüssig einem selbstgemachten Gott dienend.«

Wir möchten Ihren Blick auf historische Ereignisse richten, die sich in diesem Jahr zum achtzigsten Mal jähren. Es ist ein Blick in die Abgründe der nationalsozialistischen Verfolgung und Vernichtung. Ingrid Schmidt beschreibt in ihrem Artikel die Auflösung des Jüdischen Kulturbundes durch die Gestapo im September 1941. Durch das Heft ziehen sich Fotos von Menschen, die im Jüdischen Kulturbund aktiv waren. Einige überlebten im Versteck oder durch Emigration, viele von ihnen wurden in der Shoah ermordet. Claus Leggewie setzt sich mit der Konferenz von Évian auseinander, deren Ergebnis bedeutete, dass Jüdinnen und Juden die Aufnahme in anderen Ländern verweigert wurde. Helmut Ruppel beleuchtet Flucht, Familie und Heimat in biblischer Sicht.

1941 überfielen die Nationalsozialisten neben anderen Ländern Griechenland und die Sowjetunion, was nicht nur für die jüdische Bevölkerung dieser Länder Vernichtung und Zerstörung bedeutete. Die Folgen der Gewalt sind bis heute in diesen Ländern spürbar. Aktion Sühnezeichen Friedensdienste setzt sich durch Freiwilligendienste, Publikationen und Bildungsprogramme für eine sensible Erinnerung ein und leistet damit eine unermüdliche Arbeit gegen den erstarkenden Rechtspopulismus, Antisemitismus und Rassismus. Wie wir auf diese Phänomene in unseren Gemeinden und in unserem Umfeld reagieren können, erörtert ein Artikel zum Umgang mit Rechtspopulismus im kirchlichen Raum. In den aktuellen Protesten gegen Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie erleben wir Verschwörungstheorien, Geschichtsrevisionismus und Antisemitismus. Diese Elemente beschreibt Henning Flad, Projektleiter der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche + Rechtsextremismus.

Drei Freiwillige berichten von Begegnungen mit Überlebenden und von ihrer Auseinandersetzung mit der Geschichte. Diese Berichte berühren uns, denn sie bezeugen das Engagement junger Menschen für den Dialog zwischen Überlebenden und Nachkommen der Tätergesellschaft.

Mit unseren Impulsen für die gemeindliche Praxis möchten wir Ihnen Bausteine an die Hand geben für die Gestaltung von Gottesdiensten, Andachten und Meditationen. Marie Hecke teilt mit uns ihre Gedanken zum diesjährigen Predigttext Matthäus 10,26ff. Sie fragt selbstkritisch nach Furcht und Furchtlosigkeit angesichts existenzieller Bedrohungen und untersucht die hermeneutischen Herausforderungen dieses Textes für das Gedenken am 27. Januar. Matthias Loerbroks stellt uns mit Kohelet 8,9ff. eine Predigt zur Verfügung über die Absurdität unserer Welt, in der es den Frevlern gut und den Gerechten schlecht geht. Er fordert uns trotz und gegen diese Sinnlosigkeit zur Treue zum Gott Israels und seinem Volk auf. Lorenz Wilkens erforscht den Tagesspruch Deuteronomium 4,9 und entdeckt in der Erfahrung Israels Gott als Grund der Welt, Befreier und Bundesgenosse. Er bietet uns zudem eine neue Übersetzung von Psalm 97 an und eine Andacht über Johannes 2,7ff, in der er dem dialektischen Verhältnis von altem und neuem Gebot nachgeht. Darüber hinaus stellen wir Fragmente für eine rassismus- und antisemitismuskritische Religionspädagogik vor, die von Dominik Gautier, Nina Schmidt und Christian Staffa entwickelt wurden.

Wir freuen uns, wenn Sie Aktion Sühnezeichen Friedensdienste weiter verbunden bleiben, indem Sie von unserer Arbeit erzählen, junge Menschen auf die Möglichkeit eines Freiwilligendienstes hinweisen und uns durch eine Kollekte unterstützen.

Unsere Predigthilfen werden maßgeblich durch unser ehrenamtliches Redaktionsteam gestaltet. Ich danke dafür Ingrid Schmidt, Helmut Ruppel, Lorenz Wilkens, Gabriele Scherle und Moritz Kulenkampff von Herzen.

In herzlicher Verbundenheit

Ihre *Jutta Weduwen*
Geschäftsführerin

KAPITEL I
Impulse für die gemeindliche Praxis

Hanna Litten war Bühnenbildnerin beim Jüdischen Kulturbund Berlin. Sie wurde am 26.10.1942 in das Ghetto Riga deportiert; ermordet im KZ Riga Jungfernhof am 29.10.1942.

Predigtmeditation

Matthäus 10,26-28 (29-31): Fürchtet euch nicht! Fürchtet euch nicht! Fürchtet euch!

Marie Hecke

Matthäusevangelium Kapitel 10,26-28 (29-31)*

26 Fürchtet sie nicht! Es gibt nichts Verhülltes,
was nicht aufgedeckt werden wird, und nichts Verborgenes,
was nicht bekannt wird.
27 Was ich euch in der Dunkelheit sage, das sagt im Licht!
Und was euch ins Ohr geflüstert wird, das verkündet von den Dächern!
28 Ängstigt euch nicht vor denen, die den Körper töten.
Das Leben aber können sie nicht vernichten. Fürchtet vielmehr die Macht,
die Körper und Leben in der Hölle vernichten kann.
29 Werden nicht zwei Spatzen für Kleingeld verkauft?
Und doch fällt keiner von ihnen ohne Gott zur Erde.
30 Nun sind aber sogar eure Haare auf dem Kopf alle gezählt!
31 Habt nun keine Angst, ihr seid von den Spatzen unterschieden.

* Übersetzung: Bibel in gerechter Sprache

Annäherung

»Fürchtet euch nicht!« – »Fürchtet euch nicht!« – »Fürchtet euch!«. Diese drei Zu-Sprüche der Furcht rahmen und prägen die Perikope zum 27. Januar, dem Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus. »Fürchtet euch nicht!« – das klingt zu diesem Tag wie ein tollkühner, naiver Ruf. »Der Furchtlose«, so könnte man in Anlehnung an Brecht darauf antworten, »hat die furchtbare Nachricht wohl schon wieder vergessen.« Fast schon wundert es einen, wie es dieser Text zu diesem Tag in die Perikopenordnung geschafft hat. Angesichts der Shoa, dem Blick in diesen Abgrund der Menschheitsgeschichte, fürchte ich mich, fürchte ich mich sogar sehr. Lehrt mich nicht eben diese Geschichte immer wieder aufs Neue das Fürchten, indem sie mir aufzeigt, wozu Menschen, wozu meine Vorfahren, fähig waren?

Auch in dem Bibeltext geht es nicht um irgendeine banale Sorge, sondern um die existentielle Angst: Angst vor Mord und Totschlag. Und dieser Angst setzt der Text mit seinem zweifachen Zuspruch »Fürchtet euch nicht« etwas entgegen. »Jage die Ängste fort und die Angst vor den Ängsten«, um es mit der Dichterin Mascha Kaléko zu sagen. Habt keine Angst vor denen, die den Körper töten. Es wird alles aufgedeckt werden, nichts bleibt verborgen. Sie haben nicht das letzte Wort, das letzte Wort hat eine andere Macht – und hier sagt der Text dann sehr wohl: »Fürchtet euch!«. Fürchtet euch vor der Macht, die Körper und Seele in der Hölle vernichtet.

Welcher Zu-Spruch gilt nun uns als Nachfahr*innen der Täterinnen und Täter, als Christ*innen einer Kirche, die zu der Ermordung von Millionen von Jüdinnen und Juden geschwiegen hat, in manchen Teilen und auf manchen Wegen an ihr auch mitgetan hat? Welcher Zuspruch gilt uns heute? Halten diese Worte den Zeugnissen der Zeitzeuginnen und –zeugen stand? Ich bin unsicher. Es muss jedenfalls vorsichtig und sorgsam umgegangen werden mit diesem Text in einem Gedenkgottesdienst zum 27. Januar. Damit Gedenken nicht zum selbstbestätigenden »Erinnerungstheater« (Czollek, 121) verkommt, muss es sich selbst immer wieder kritisch befragen und sich *in sich selbst* kritisch reflektieren. Was ist unsere Rolle in dieser gewaltvollen Vergangenheit und in der Erinnerung an sie? Stellen wir, und wenn ja, wie stellen wir und wie verantworten wir die schmerzhaften Fragen nach der je eigenen familiären Verstrickung, nach der facettenreichen christlichen Schuld, nach dem fortwährenden christlichen Antisemitismus.

Der Gedenkgottesdienst zum 27. Januar sollte vorrangig ein Ort sein, an dem die Gemeinde den Millionen von den Nationalsozialisten ermordeten Menschen gedenkt. Als *christlicher* Gedenkgottesdienst kann er dabei von der eigenen Verstricktheit mit den und der eigenen (wenn auch stellvertretenden) Verantwortung für die nationalsozialistischen Verbrechen aber nicht schweigen. Er sollte Raum öffnen und bieten, eigene Familiengeschichten kritisch zu hinterfragen und christliche Schuldgeschichte und deren Bearbeitung kritisch zu beleuchten. In meiner Predigtmeditation folge ich diesem Ziel mit dem ambivalenten Vorschlag, der Furcht zu widerstehen, sie zugleich aber auch zuzulassen.

Kontexte

a) Den Stimmen und den Geschichten der Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen sollte im Gottesdienst besonderer und ausreichender Raum gegeben werden. Es liegt dabei nahe, Geschichten von Ermordeten und Überlebenden auszuwählen, die einen Bezug zur Stadt oder Region der Gemeinde haben. Dies mag auch Anlass sein und die Gelegenheit bieten, möglichen historischen Bezügen der Gemeinde zu Geschichten der Verfolgung und Vernichtung nachzugehen. Als gleichsam »überregionales« Beispiel zitiere ich hier aus der Rede, die der Holocaustüberlebende Elie

Wiesel bei der Gedenkfeier zum 27. Januar im Jahr 2000 im Deutschen Bundestag hielt. Darin erzählt er von der Ermordung seiner kleinen Schwester Tzipora und seiner Mutter im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau:

»Oben sagte ich, dass ich Geschichten bevorzuge. Lassen Sie mich schließen mit der Geschichte eines kleinen Judenmädchens, das gemeinsam mit ihrer Mutter in der Nacht ihrer Ankunft im Mai 1944 in Birkenau starb. Acht Jahre war sie alt und hatte nichts getan, was Ihrem Volk hätte schaden können – warum musste sie diesen grässlichen Tod erleiden? Und würde ihr Bruder so alt wie die Welt, er würde es niemals begreifen. Darum zitiert er einfach einen anderen großen chassidischen Meister, Asasow von Galizien. Er war für sein Mitgefühl bekannt und sagte: ›Meine Freunde, wollt ihr den Funken finden? Sucht ihn in der Asche.‹«

b) Der jüdische Essayist und Lyriker Max Czollek kritisiert in seinem Manifest *Desintegration* die deutsche Erinnerungskultur als »Gedächtnistheater«:

»Wer kann von einer jüdisch-christlichen Tradition sprechen? Wer baut sich selbst ein Mahnmal, das an eine Gaskammer erinnern soll? Wer fordert ein Recht darauf, endlich wieder die Deutschlandfahne rauszuhängen, im Gesicht zu tragen oder auf dem Toastbrot zu essen? Wer kann diskutieren, ob es nun langsam reicht mit der Erinnerung oder nicht? Wer macht einen Film über die Nazizeit und nennt ihn *Unsere Mütter, unsere Väter?*

In all diesen Beispielen äußert sich die Definitionsmacht einer deutschen Dominanzkultur. Und wir Juden leisten einen wesentlichen Beitrag, dieses post-nationalsozialistische, deutsche Selbstverständnis zu stabilisieren. Indem wir all die *born-again*-Deutschen ihrer eigenen Läuterung versichern, gibt es uns heute vor allem als Juden für Deutsche. Der kanadisch-deutsche Wissenschaftler Y. Michal Bodemann beschreibt diese deutsch-jüdische Interaktion als ›Gedächtnistheater‹.« (Czollek, 121)

c) Die Dichterin Mascha Kaléko, der als jüdischer und verbotener Schriftstellerin 1938 noch knapp die Flucht aus Berlin in die USA gelang, bearbeitet in ihren Texten oft das Thema der Angst. Ihr Gedicht *Rezept* beginnt und beschließt sie mit dem Satz:

»Jage die Ängste fort. Und die Angst vor den Ängsten« (Kaléko, 68)

Auch in ihrem Gedicht *Nachts* wendet sie sich dem Thema zu:

»Nachts
I
Es hat an meine Tür geklopft.
Ich wagte kein »Herein«!
Doch klopft es ein zweites Mal,
Ich sagte wohl nicht nein.

Noch war das Sterben mir so fremd,
Das war, als es begann.
Doch, schläft man oft im Totenhemd,
Gewöhnt man sich daran.

II
Die Nacht,
In der
Das Fürchten
Wohnt,

Hat auch
Die Sterne
Und den
Mond.«
(Kaléko, 71)

Beobachtungen am Text

Die Perikope ist ein Auszug aus der sogenannten Aussendungsrede Jesu an seine Jünger*innen (Mt 10,1-42). Mit ihr werden die zwölf Apostel, symbolisch für die zwölf Stämme Israels stehend, in die Nachfolge gerufen und mit der Macht, Krankheiten zu vertreiben und Leiden zu heilen (Mt 10,1f), ausgestattet. Dabei birgt die Nachfolge Jesu Lebensgefahr in sich: Sie führt die Jünger und Jüngerinnen »wie Schafe mitten unter die Wölfe« (Mt 10,16).

In diese Situation der existenziellen Bedrohung spricht der gleich zweifache Aufruf, der Furcht zu widerstehen: Zum einen in V 26 mit seinem Aufruf, die Jünger*innen sollen diejenigen, die sie hassen, verfolgen und bedrohen werden, nicht fürchten. Alles wird aufgedeckt werden. So auch die Taten derer, die verfolgen und bedrohen. Ihre Taten werden Konsequenzen haben, ihr Wort wird nicht das letzte sein. Zum anderen in V 28, der gegen die Angst vor jenen redet, die einem zwar den Körper *(soma)*, aber nicht das Leben, die Seele *(psyche)*, nehmen können. Das griechische *soma* steht für den Körper, den Leib, das Geschöpf, die Gemeinschaft, während das griechische *psyche* »das Leben in seiner integrativen Verbindung von Körperlichkeit, Denken und Fühlen, das

je eigene personale Leben in oft bedürftiger (Koh 2,24) und gefährdeter (Ps 99,6) Ganzheit« (Ebach) meint. *Psyche* vereint als Grundbedeutungen Atem, Leben, Seele, Gemüt und Leidenschaften und darin die ganze Person und Identität eines Menschen. Diese kann von Menschenhand nicht ermordet werden, auch wenn Körper und Leib vernichtet werden. Die Jüngerinnen und Jünger sollen sich daher nicht vor den Menschen fürchten, die nur den *soma*, nicht aber die *psyche* töten können. Wirkliche Furcht soll man nur vor der unbegrenzten Macht Gottes haben, der über die Menschen richtet und dabei ihre Körper und ihre Seelen in der Hölle vernichten kann. Die göttliche, nicht die menschliche Macht ist diejenige, die gefürchtet werden muss.

Der Zuspruch »Fürchte dich nicht« prägt die gesamte Bibel: Ihn spricht etwa Gott zu Abraham angesichts seiner ungewissen Zukunft (Gen 15,1), der Engel zu Hagar angesichts ihrer Lebensbedrohung (Gen 21,17) oder Mose zum Volk Israel beim Exodus durch das Schilfmeer (Ex 14,13). Auch die prophetischen Bücher sind von der Aufforderung, sich nicht zu fürchten, durchzogen. Als beliebter Taufspruch gemeinhin am vertrautesten ist sicherlich Jes 43,1. Schließlich spielt der Satz aber auch im Matthäusevangelium eine gewichtige Rolle. Prominente Stellen sind beispielsweise Mt 1,20 (Der Engel verkündet Josef die Geburt Jesu) oder Mt 28,5 (Der Engel spricht zu den Frauen am Grab). Schon diese beispielhafte Durchsicht zeigt: Der Aufruf zum Widerstehen der Furcht bezieht sich nicht auf Kleinigkeiten, sondern es geht dabei ums Ganze, um Fragen von Leben und Tod, um ungewisse und existenzbedrohte Zukunft.

Die zweifache Zurede, der Todesangst zu widerstehen, rahmt die Aufforderung Jesu in V 27: »Was ich euch in der Dunkelheit sage, das sagt im Licht! Und was euch ins Ohr geflüstert wird, das verkündet von den Dächern!« Dem Zuspruch, sich nicht fürchten zu müssen, folgt die Aufforderung zur Tat, zum Reden. Jesu Reden im Dunkeln steht im Kontrast zu der Beschreibung seiner Jünger und Jüngerinnen als Licht der Welt.

Homiletische Konkretionen

Für die homiletische Umsetzung möchte ich vorschlagen, Inhalt und Struktur der Predigt am dreifachen, aber ambivalenten Zu-Spruch zur Furcht in Mt 10,26-28 zu orientieren. Zuvor sei aber noch auf eine bedeutende hermeneutische Herausforderung, die dieser Text in einem Gottesdienst zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus birgt, hingewiesen: Dafür sollte sich die*der Predigende zunächst der Sprach- und Bildgewalt des Textes und den damit einhergehenden Assoziationen im Kontext der Geschichte und der Erinnerung des Nationalsozialismus gewahr werden. So mag einigen Hörenden bei V 16 sogleich der Roman »Nackt unter Wölfen« von Bruno Apitz in den Kopf kommen. Auch die folgende Empfehlung, im Umgang mit seinen Mitmenschen misstrauisch zu sein (V 17), der Ausblick auf (Schau-)Prozesse, Folter (V 17 – Vorsicht vor der Lutherübersetzung, die diese in die »Synagogen« verlagert), Verrat unter engsten Freunden und Familienmitgliedern (V 21) oder der Aufruf zum »geduldigen Widerstand« (V 22) lassen rasch gedankliche Verbindungen mit entsprechenden Momenten der nationalsozialistischen Verfolgung entstehen. Das assoziative Bild der unzähligen (denn nur von Gott gezählten) Haare (V 30) mag schließlich mancher*m Hörenden, die*der schon einmal die Gedenkstätte des KZ Auschwitz I besucht hat, als gleichsam eine »Ikone der Vernichtung« (Brink) vor Augen treten.

Diese assoziative Nähe zwischen dem Text und der Geschichte und Erinnerung des Nationalsozialismus kann zum gravierenden Problem werden, wenn ferner versucht wird, auch Opfer- und Täterpositionen der jeweiligen narrativen und historischen Kontexte miteinander zu verbinden, sie gar jüdisch oder christlich zu besetzen. So ließen sich – ganz im Sinne traditioneller antijüdischer Deutungen des Neuen Testaments und aktueller antisemitischer Deutungen des Staates Israel – aus den jüdischen Opfern des Nationalsozialismus die jüdischen Täter des Neuen Testaments und der Gegenwart konstruieren. Vor dem Hintergrund der assoziativen Gewalt des Textes stellt sich vor allem die homiletische Herausforderung, den Adressat*innen und die Rednerposition der Aussendungsrede genau zu benennen und vor der antijüdischen oder gar antisemitischen Vereinnahmung zu schützen. Jesus spricht hier als Jude. Ein christlich-jüdischer Antagonismus ist hier eine retrospektive Projektion. Es sollte daher Predigenden wie Hörenden klar sein, dass Jesus seine Jüngerinnen und Jünger nicht als »Christen gegen Juden« anspricht und es sich verbittet, ihre Situation als »Schafe unter Wölfen« mit jener jüdischer Menschen im NS-System zu vergleichen. Auch wenn sich die christliche Kirche in der Nachfolge eben dieser Jüngerinnen und Jünger versteht, so ist doch – um in dem Bild zu bleiben – darauf hinzuweisen, dass diese Kirche(n) in der Zeit des Nationalsozialimus viel eher zu den Wölfen als zu den Schafen gezählt werden müssen.

Fürchtet euch nicht!

»Fürchtet euch nicht!« – Angesichts der Gräueltaten und Schrecken der Shoa mag einem dieser Satz kaum über die Lippen kommen – und gerade dies kann eine Predigtidee zu diesem Tag und Text darstellen. Es lässt sich aber auch – umgekehrt – stark machen, dass biblisch der Satz schon vielfach angesichts von Todesgefahr gesprochen wurde und gerade in diesen Situationen, die jeden Grund zur Furcht geboten haben, seine volle Schlagkraft entfaltet hat.

Aus dem Zuspruch erwächst die Ver-Antwortung zur Antwort. Auch heute kostet es Mut – und das im steigenden Maße – gegen den Geschichtsrevisionismus entschieden und laut, ja »von den Dächern«, anzureden, offen »im Licht« im familiären, privaten oder öffentlichen Kontext über die Schuldverstrickungen weiter Teile der deutschen Gesellschaft zu sprechen. Fürchte dich nicht und lass' Taten folgen. Es kursiert das hartnäckige Gerücht, dass der Satz, »Fürchte dich nicht!« ganze 365 mal in der Bibel steht – für jeden Tag zum Durchbuchstabieren.

Fürchtet euch!
Fürchtet euch, denn Gott hat die Macht, Körper und Leben in der Hölle zu vernichten (V 28). Der Text ist wie ein Paukenschlag im Angesicht der Täter*innengeschichten in der Mehrzahl der Familiengeschichten in Deutschland. Fürchtet euch und geht euren Familienmythen nach, den Tradierungen und Folgewirkungen »bis ins vierte Glied« (Ex 20,5). Auch bei dieser Furcht spielt die Perspektive eine entscheidende Rolle: In den Ohren der Opfer und ihrer Nachkommen kann der Ausspruch tröstende Hoffnung auf Gerechtigkeit, ein Zuspruch sein. Vielleicht aber auch nicht, da auch diese Gerechtigkeit die Toten nicht wieder lebendig macht. »Die Nacht, die uns das Fürchten lehrt, hat auch der Stern und den Mond« (Kaléko). In den Ohren der Täter*innen und ihrer Nachkommen mag dieser Satz als Warnung oder Drohung verstanden werden. Auch aus dieser Sicht kann er aber Zuspruch, ja Ermutigung sein: Ermutigung zur Umkehr.

Die Predigtmeditation wurde erstmals veröffentlicht in: Studium in Israel e.V. (Hg.), Predigtmeditationen im christlich-jüdischen Kontext, Berlin 2020.

Literatur

Brecht, Bertolt, »An die Nachgeborenen«, in: Gesammelte Werke in 20 Bänden, Bd. 9, Frankfurt a.M. 1967, 722-725.
Brink, Cornelia, Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945, Berlin 1998.
Ebach, Jürgen, nefesch (hebr.), psyche (griech.) – Kehle, Atem, Leben, Seele, Person, www.bibel-in-gerechter-sprache.de/die-bibel/glossar/?nefesch, letzter Zugriff: 04.06.2020.
Czollek, Max, Desintegration / Ein Manifest, in: Micha Brumlik/Marina Chernivsky/Max Czollek/Hannah Peaceman/Anna Schapiro/Lea Wohl von Haselberg (Hg.), Jalta. Positionen zur jüdischen Gegenwart 1, Selbstermächtigung (2017), 121-123.
Kaléko, Mascha, Mein Lied geht weiter. Hundert Gedichte, München 2016.
Wiesel, Elie, Rede vom 27.01.2000 im Deutschen Bundestag in deutscher Übersetzung, www.bundestag.de/parlament/geschichte/gastredner/wiesel/rede_deutsch-247424, letzter Zugriff: 04.06.2020.

Liturgie

Zum Gedenkgottesdienst am 27. Januar

AG Theologie

Orgel / Musik
z.B.: Nicolaus Vetter (1666–1710), Bicinium über »Ach Gott, vom Himmel sieh darein«

Meditation zu Deuteronomium 4,9

A: Hüte dich nur, hüte sehr deine Seele, dass du nicht vergisst die Ereignisse, die deine Augen gesehen haben; dass sie nicht aus deinem Herzen weichen alle Tage deines Lebens. Lass deine Kinder und Kindeskinder sie wissen.

B: Unsere wankende Seele nähert sich der Gewalt, die wir nicht vergessen sollen, können und wollen. Ein Gedenkgottesdienst.

A: Meine Seele, mein Herz, mein Verstand nähern sich den Schmerzen der anderen, wollen sie im Herzen halten, das zerspringt. Deshalb bin ich hier.

B: Alle Tage unseres Lebens… alle Tage können wir das kaum, und wissen auch, unsere Erinnerung kann den Schmerz der Opfer nicht fassen.

A: Bitten wollen wir, dass unsere Seele den Schmerz der anderen zu hüten vermag.

B: Hüte dich nur meine Seele, dass du auch nicht vergisst die Ereignisse, die deine Augen nicht gesehen haben.

A: Wir können ohne Gottes Hilfe die Erinnerung an das Morden und das Überleben nicht halten. Wir bitten Gott, dass wir mit berührbarer, lebendiger Seele unseren und allen Kindern alle Tage in die Augen schauen können.

B: Zwischen Schreien, stumm Sein und still Werden, befreie uns zum TUN, diesen Tag und alle Tage.

A: Hüte dich nur meine Seele.

Begrüßung

Lied
EG 273, 1-4 (Ach Gott, vom Himmel sieh darein)

Psalm 73

Wir hören eine Klage Israels.

Gott ist dennoch Israels Trost
für alle, die reinen Herzens sind.
Ich aber wäre fast gestrauchelt mit meinen Füßen;
mein Tritt wäre beinahe geglitten.
Denn ich ereiferte mich über die Ruhmredigen
als ich sah, dass es den Frevlern so gut ging.
Denn für sie gibt es keine Qualen,
gesund und feist ist ihr Leib.
Sie sind nicht in Mühsal wie sonst die Leute
und werden nicht wie andere Menschen geplagt.
Darum prangen sie in Hoffart
und hüllen sich in Terror.
Sie achten alles für nichts und reden böse,
sie reden und lästern hoch her.
Was sie reden, das soll vom Himmel herab geredet sein;
was sie sagen, das soll gelten auf Erden.
Darum fällt ihnen der Pöbel zu,
und läuft ihnen zu in Haufen wie Wasser.
Sie sprechen: Wie sollte Gott es wissen?
Wie sollte der Höchste etwas merken?
Siehe, das sind die Frevler,
die sind glücklich in der Welt und erlangen Macht.

Soll es denn umsonst sein, dass ich mein Herz rein hielt?

Ich bin doch täglich geplagt
und meine Züchtigung ist alle Morgen da.
Hätte ich gedacht: Ich will reden wie sie,
siehe, dann hätte ich das Geschlecht deiner Kinder verleugnet.
So sann ich nach, ob ich‘s begreifen könnte,
aber es war mir zu schwer.

Dennoch bleibe ich stets an dir,
denn du hältst mich bei meiner rechten Hand,
du leitest mich nach deinem Rat
und nimmst mich am Ende mit Ehren an.
Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet,
so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.

Das ist meine Freude, dass ich mich zu Gott halte
und meine Zuversicht setze auf Gott den HERRN,
dass ich verkündige all dein Tun.

Litanei für die Opfer des Nationalsozialismus

Eine Möglichkeit, das Gedenken in die Liturgie zu integrieren, ist die Litanei. Für jede genannte Menschengruppe kann während des Gebets eine Kerze angezündet werden. Die Gemeinde kann nach jedem »Wir gedenken…« mit »Herr, erbarme dich« antworten.

Alternative: Die Gemeinde kann nach jedem »Wir gedenken…« mit dem Kyrie Eleison antworten.

Wir gedenken der Vergessenen, der Verdrängten, der Ermordeten. Wir gedenken derer, denen das Leben genommen wurde. Nicht mal ein Grab, nirgends.

Wir gedenken der Jüdinnen und Juden.

Wir gedenken der Sinti und der Roma.

Wir gedenken der Zwangsarbeiter, Zwangsarbeiterinnen und der Kriegsgefangenen in Europa.

Wir gedenken der Menschen mit Behinderungen.

Wir gedenken der Kommunist*innen, der Sozialdemokrat*innen, der Gewerkschaftler*innen, an alle politischen Gegner*innen des Nationalsozialismus hier und in anderen Ländern Europas.

Wir gedenken der Schwulen und Lesben.

Wir gedenken der als sogenannte Asoziale Verfolgten.

Wir gedenken der ernsten Bibelforscher und Bibelforscherinnen und aller anderen Pazifist*innen, der Deserteure.

Wir haben viel versäumt.

Herr Erbarme Dich. Amen.

Orgel / Musik
z.B. Max Bruch (1838–1920), »Kol Nidrei« op. 47 in einer Fassung für Violoncello und Klavier

Gebet

Lebendiger Gott,
wir treten vor dich
im Gedenken an die Toten,
an all die Menschen,
die unermessliches Leid erfahren haben.

Wir wollen laut aufschreien.
Es verschlägt uns die Sprache.
Sprechen klingt wie Plappern.
Schweigen klingt nach Flucht.

Barmherziger Gott,
wir brauchen dich,
um uns erinnern zu können
und um klagen zu können,
denn wir können es nicht allein.

Wir bitten dich,
sei heute bei uns,
und hilf uns dabei.

Lesung Genesis 4,1-16

Dann erkannte der Mensch als Mann die Eva, seine Frau; sie wurde schwanger, gebar den Kain und sprach: »Ich hab's gekonnt, einen Mann erschaffen – mit Adonaj.« (2) Da fuhr sie fort und gebar seinen Bruder, den Abel. Abel wurde ein Viehhirt, Kain aber war Ackerbauer. (3) Nach einiger Zeit brachte Kain von den Früchten des Ackers Adonaj eine Opfergabe dar. (4) Daraufhin brachte auch Abel etwas von den Erstgeburten seiner Herde und von ihren Fettstücken dar. Adonaj beachtete Abel und seine Opfergabe, (5) Kain aber und seine Opfergabe beachtete er nicht. Das ließ Kain aufs Äußerste entflammen, seine Gesichtszüge entglitten. (6) Da sagte Adonaj zu Kain: »Warum brennt es in dir? Und warum entgleiten deine Gesichtszüge derart? (7) Ist es nicht so: Wenn dir Gutes gelingt, schaust du stolz; wenn dir aber nichts Gutes gelingt, lauert die Sünde an der Tür. Auf dich richtet sich ihr Verlangen, doch du – du musst sie beherrschen.« (8) Da wollte Kain seinem Bruder Abel etwas sagen – doch als sie auf dem Feld waren, erhob sich Kain gegen seinen Bruder Abel und tötete ihn. (9) Adonaj sagte zu Kain: »Wo ist Abel, dein Bruder?« Der sagte: »Das weiß ich nicht. Habe ich etwa die Aufsicht über meinen Bruder?« (10) Daraufhin: »Was hast du getan? Laut schreit das Blut deines Bruders zu mir vom Acker her. (11) Also: Verflucht bist du, weg vom Acker, der das Blut deines Bruders von deiner Hand geschluckt und aufgenommen hat! (12) Wenn du den Acker weiter bearbeitest, wird er dir seine Kraft nicht mehr geben. Heimatlos und ruhelos musst du auf der Erde sein.« (13) Da sagte Kain zu Adonaj: »Meine Schuld ist zu groß, sie kann nicht aufgehoben werden. (14) Doch schau, du vertreibst mich heute vom Antlitz des Ackers, und auch vor deinem Antlitz muss ich mich verbergen und soll heimatlos und ruhelos auf der Erde sein – dann kann jeder mich töten, der mich findet.« (15) Da sprach Adonaj zu ihm: »Also denn: Wer Kain tötet, soll siebenfach gerächt werden.« Und Adonaj machte ein Zeichen für Kain, so dass nicht jeder ihn erschlagen kann, der ihn findet. (16) So zog Kain los, fort vom Angesicht Adonajs und ließ sich nieder im Lande Nod, ›Unruhe‹, östlich von Eden.
(Übersetzung: BigS)

Lied
EG 449, 5.6.9 (Die güldne Sonne)

Lesung des Predigttexts
Matthäus 10,26-28 [29-31] (Übersetzung: Luther 2017)

(26) Darum fürchtet euch nicht vor ihnen. Denn es ist nichts verborgen, was nicht offenbar wird, und nichts geheim, was man nicht wissen wird. (27) Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was euch gesagt wird in das Ohr, das verkündigt auf den Dächern. (28) Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können; fürchtet viel mehr den, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle.

[(29) Verkauft man nicht zwei Sperlinge für einen Groschen? Dennoch fällt keiner von ihnen auf die Erde ohne euren Vater. (30) Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Haupt alle gezählt. (31) Darum fürchtet euch nicht; ihr seid kostbarer als viele Sperlinge.]

Predigt
Zur Vorbereitung: Siehe die Predigtmeditation von Marie Hecke in diesem Heft

Orgel / Musik / Lied
z.B. Johann Sebastian Bach (1685–1750), Sarabande aus der Suite für Violoncello Nr. 5, c-Moll BWV 1011

Alternative: Glaubenslied von Gerhard Bauer (Wir glauben: Gott ist in der Welt / Durch Hohes und Tiefes 100)

Gebet / Fürbitten

Nach jeder Fürbitte singt die Gemeinde:

Gott Abrahams und Saras,
wir loben und preisen deine Treue zu deinem Volk Israel;
wir danken dir, dass Israel lebt, als Licht der Völker.
Und wir bitten dich: halte ihm die Treue;
höre nicht auf, sich seiner befreiend, bewahrend, segnend anzunehmen.

Gott Jakobs, Rachels und Leas,
wir klagen vor dir das Leid all der Ermordeten.
Sorge du selbst dafür, dass ihre Lebensgeschichten nicht in Vergessenheit geraten,
und stärke alle, die daran mitarbeiten, dass ihrer gedacht wird.
Steh den Überlebenden bei und ihren Kindern und Kindeskindern;
geselle ihnen Menschen zu, die die Last ihres Lebens mittragen.

Vater unseres Herrn Jesus Christus, du, unsere Mutter,
wir bitten dich für uns, die Kirche,
befreie uns von unserem tief verwurzelten Judenhass;
mach uns zu treuen, verlässlichen Bundesgenossen deines Volkes;
gib uns den Mut, für Jüdinnen und Juden einzustehen.
Mach uns bereit und fähig zur Solidarität mit allen Menschen, deren Leben als minderwertig betrachtet, verächtlich gemacht, bedrückt und bedroht wird.

Gott des Friedens,
wir danken dir, dass es nach allem, was geschehen ist, zu Begegnungen und Freundschaften gekommen ist zwischen Christen und Juden, zwischen Deutschen und Angehörigen der Völker, die von Deutschen gequält wurden.
Segne und mehre diese Begegnungen und Beziehungen, mach sie fruchtbar.

Gott, du Schöpfer und Liebhaber des Lebens,
erweiche die Hartgesottenen, öffne die Verschlossenen, die von den Verbrechen unberührt bleiben wollen; die sie noch immer oder schon wieder leugnen;
und bewahre uns vor Selbstgerechtigkeit und Hochmut.
Finde dich nicht ab mit unserer Kälte, der Unfähigkeit zum Mitfühlen, dem ängstlichen und aggressiven Beharren auf dem Eigenen, sondern hilf uns, das zu überwinden.
Mach uns zu Menschen, die dir ähneln: zu freien und fröhlichen Liebhabern des Lebens.

Vaterunser

Lied
EG 58, 10.11 (Nun laßt uns gehn und treten)

Alternative: Lied EG 58 nach dem Segen

Segen

Orgel / Musik
z.B. Wolfgang Amadeus Mozart (*27.1.1756), Choralbearbeitung über »Ach Gott, vom Himmel sieh darein«, nach einer Szene aus der »Zauberflöte« KV 620

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Kollektenbitte

für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

An diesem 27. Januar bitten wir um Ihre Kollekte für die Arbeit der Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Freiwillige unterstützen vielerorts Überlebende der nationalsozialistischen Verfolgung und ihre Angehörigen. In Gedenkstätten und Museen helfen sie, die Erinnerungen an die Verbrechen wachzuhalten und aufzuklären. Tatkräftig engagieren sie sich gegen aktuelle Formen von Ausgrenzung und Diskriminierung. Aktion Sühnezeichen Friedensdienste öffnet Wege der Begegnung und Verständigung.

Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung dieser wichtigen Arbeit!

Predigt

Kohelet 8,9-14.17

Pfarrer Dr. Matthias Loerbroks

All das habe ich gesehen und habe zu Herzen genommen all das Tun, das unter der Sonne getan wird – zu der Zeit, da Menschen über Menschen Macht ausüben und zwar zum Bösen. Da habe ich Menschen gesehen, die das Recht gebrochen haben, aber begraben wurden und heimgingen. Hingegen mussten diejenigen vom heiligen Ort forteilen und wurden in der Stadt vergessen, die recht gehandelt haben. Auch das ist hawäl – Dunst, vollkommen widersinnig! Weil das Urteil über böses Tun nicht gleich ergeht, wird das Herz der Menschen voll Begier, Böses aneinander zu tun. Hundertfach tut der Frevler Böses und besteht lange. Ja, auch ich weiß, es heißt: dass es denen gut gehen wird, die Gott achten. Und dass es denen nicht gut gehen wird, die das Recht brechen. Es heißt, die werden nicht lange bestehen. Sie gehen dahin wie ein Schatten, weil sie Gott nicht achten. Es ist etwas Absurdes – häwäl – um das, was auf der Erde getan wird: Es gibt Gerechte, denen geht es, als hätten sie die Taten der Frevler getan und es gibt Frevler, denen geht es, als hätten sie die Taten der Gerechten getan. Ich sage: auch das ist hawäl – völlig absurd.

Ich sah: All das Tun Gottes können Menschen nicht finden in dem, was unter der Sonne getan wird. Sosehr sich die Menschen abmühen beim Suchen, sie finden es nicht. Auch wenn Weise sagen, sie könnten es erkennen: Sie können es nicht finden. Kohelet 8,9-14.17 *(Übersetzung M.L.)*

Sie haben keine Gräber. Sie wurden Rauch, sie wurden Asche; die Asche von Birkenau, von der Stephan Hermlin schreibt: schwer wie Erinnerungen und wie Vergessen leicht. Viele wurden und sind vergessen in jedweder Stadt. Es ist alles Abel, hawäl: ein Dunst, ein Hauch – leicht wegzupusten: wie Rauch, wie Asche. Die Asche der Gerechten, Ungerächten. Es gibt Gedenkstätten, an denen noch Asche zu finden ist; es gibt Jad WaSchem, wo die Namen gesammelt werden, aber keine Gräber; schwere Erinnerungen, leichtes Vergessen. Die Frevler hingegen, die Täter – sie werden begraben, wenn sie nach geruhsamem Lebensabend gestorben sind. Viele wurden geehrt, waren begehrt. Es gibt keine Beklemmung für sie, sie werden nicht geplagt.

Das ist absurd, ist widersinnig; das ist havel, Abel.

Viele, viel zu viele derer, die zunächst überlebt hatten, haben die Sinnlosigkeit nicht ertragen, sind an ihr gestorben, haben sich das Leben genommen: Jean Améry, Bruno Bettelheim, Tadeusz Borowski, Paul Celan, Primo Levi, Peter Szondi, Joseph Wulf und viele, viele andere. Ihnen wurde klar, den einen bald, anderen später, dass es sinnlos ist, häwäl, weiterzuleben unter Menschen, die so weiterlebten und so weiterredeten, als wäre nichts geschehen. Sie hatten nicht die Dickfelligkeit, die sie dafür gebraucht hätten, brachten die dafür nötige Härte, die Kälte nicht auf – die Kälte, von der Adorno sagt, dass sie Auschwitz überhaupt erst ermöglicht hatte. Er schreibt 1966: »Es mag falsch gewesen sein, nach Auschwitz ließe kein Gedicht sich mehr schreiben. Nicht falsch aber ist die minder kulturelle Frage, ob nach Auschwitz noch sich leben lasse, ob vollends es dürfe, wer zufällig entrann und rechtens hätte umgebracht werden müssen. Sein Weiterleben bedarf schon der Kälte, ohne die Auschwitz nicht möglich gewesen wäre: drastische Schuld des Verschonten. Zur Vergeltung suchen ihn Träume heim wie der, dass er gar nicht mehr lebte, sondern 1944 vergast worden wäre, und seine ganze Existenz danach lediglich in der Einbildung führte, Emanation des irren Wunsches eines vor zwanzig Jahren Umgebrachten.«

Viele der Überlebenden sind geplagt von Schuldgefühlen: ich habe überlebt – meine Eltern nicht, meine Geschwister, meine Verwandten nicht. Und die Schuldgefühle erwiesen sich als vererbbar. Da gibt es Gerechte, denen geht es, als hätten sie die Taten der Frevler getan.

Und es gibt Frevler, denen geht es, als hätten sie die Taten der Gerechten getan. Die Täter, die Töter nämlich werden nicht geplagt. Sie sind zufrieden, haben Macht erlangt. Das Herz schwillt in ihnen. Es gab die Nürnberger Prozesse und den gegen Eichmann in Jerusalem, den Frankfurter Auschwitz-Prozess – doch die meisten Frevler kamen davon. Deutschland erlebte ein Wunder: das Wirtschaftswunder, und ist heute geachteter und begehrter Teil dessen, was internationale Gemeinschaft genannt wird, kein Paria, kein Schurkenstaat. Da gibt es Frevler, denen es so geht, als hätten sie die Taten der Gerechten getan. Verbrechen lohnt sich – angefangen mit den Arisierungen und nicht aufgehört mit den Profiteuren der Sklavenarbeit, der Ermordung durch Arbeit. Und weil die Verbrechen nicht oder jedenfalls nicht schnell, nicht bald geahndet wurden, gebären sie hundertfach neue – überall auf der Welt. Die Schoah, so stammeln wir hilflos, war ein Zivilisationsbruch. Also ein Dammbruch. Wir leben nach Auschwitz – das ist unsere Situation. Was da wirklich wurde, das ist nun möglich, immer wieder möglich.

Es ist alles völlig absurd – es ist Abel.

Schon der Hass auf Juden ist ja absurd. Jünger und Jüngerinnen des Juden Jesus wurden zu Feinden seines Volkes, zu mächtigen, zu lebensgefährlichen Feinden. Jesus war gekommen, gestorben und auferstanden, damit der Segen

Abrahams unter die Völker kommt; er war gekommen, um Israel zu befreien von seinen Feinden und aus der Hand aller seiner Hasser, damit es, der Hand seiner Feinde entrissen, ohne Angst Gott diene. Doch die Kirche wurde Kain, der Mann, der ohne seinen Bruder sein will, der sich auch eine Beziehung zu Gott an seinem Bruder vorbei denken kann – Gott und die Seele; die Seele und ihr Gott –, den Bruder aus dem Weg räumen will, auch aus seinem Weg zu Gott, und ihn doch nicht zum Schweigen bringen kann: das Blut deines Bruders Abel schreit zu mir.

Noch absurder aber, kopf- und herzsprengend absurd der Plan, alle Juden umzubringen. Und der wurde auch sehr weitgehend verwirklicht: ein Drittel der Juden, die damals lebten, wurde ermordet: die rationale – und rationelle! – Durchführung von völlig Irrationalem. Alle waren beteiligt und sind seitdem kontaminiert: fortgeschrittene Technik, Wissenschaften, auch Medizin, auch Geisteswissenschaften, das Rechtssystem, die Wirtschaft, Bürokratie und Beamtenapparat, die Bahn – das war kein Rückfall in ein finsteres Mittelalter, das war höchstmodern, hochkultivierte Barbarei: widersinnig, absurd. Die Weisheit der Weisen ist gescheitert ist, ist blamiert – ob auch der Weise spricht, er sei am Erkennen, er kann nichts finden.

Und absurd auch all die Versuche, dem Sinnlosen Sinn zu geben.

Wir gedenken, wir lernen aus der Geschichte – damit die Toten nicht umsonst gestorben sind. Aber das sind sie: ihr Sterben war und ist völlig sinnlos.

Oder: Nie wieder Auschwitz! – eine aberwitzige Losung angesichts dessen, was unwiderruflich geschehen ist; was unwiederbringlich dahin ist, hin ist.

Oder die seltsame Erwartung und Forderung an Israel: ein Volk, das so viel durchgemacht hat, müsste doch … – als wären die Konzentrations- und Vernichtungslager Erziehungs-, Besserungsanstalten gewesen.

Die Weisheit der Weisen ist gescheitert, ist blamiert – ob auch der Weise spricht, er sei am Erkennen, er kann nichts finden. Können wir uns damit abfinden, dass nichts zu erkennen ist, weil alles sinnlos ist, absurd?; dass wir es beim Judenhass und Judenmord mit den Grenzen der Aufklärung zu tun haben?; sind wir nicht gezwungen, jedenfalls gedrängt dazu, herauszufinden, was geschehen ist und warum, um das Widersinnige nicht immer wieder siegen zu lassen?; um nicht selbst dem Irrsinn zu verfallen?; um wachsam und achtsam das wahrzunehmen, was jetzt geschieht, was wir bekämpfen, ändern können und darum zu verantworten haben?

Die Weisheit, dass die Welt durch Weisheit und Erkenntnis besser, die Menschheit durch Bildung und Kultur humanisiert, also menschlicher wird, alles Barbarische langsam zwar, aber stetig überwindet, ist gescheitert; der Gott der Philosophen, Inbegriff der Vorstellung, dass die Welt und das Leben nicht sinnlos, sondern sinnvoll sind, ist blamiert. Doch was ist mit dem Gott Israels, dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs? Sein Tun ist nicht herauszufinden an dem Tun, das unter der Sonne getan wird. Und es wäre auch noch schöner, wenn dieser Gott Trost wäre in dieser Trost-, Sinn in dieser Sinnlosigkeit. Jitzchak Katzenelson schreibt in seinem Lied vom ausgerotteten jüdischen Volk: »Nicht einer blieb verschont, war das gerecht, Ihr Himmel? Sagt, und wenn gerecht, für wen? Für wen? Für uns? Gesteht: Wofür? Wir schämen uns für euch. Und für die Schuld der Welt. Taub war die Erde. Stumm. Sie schloss die Augen. Doch ihr Himmel: Nicht besser seid ihr als die unverschämte Erde. So verdreckt. Und auch so hart.« Gottes Tun ist nicht herauszufinden an dem Tun, das unter der Sonne getan wird – auf der verdreckten, blutgetränkten und harten Erde. Und im Himmel, in den Himmeln auch nicht. Und doch hören wir seine drei Grundfragen: Mensch, wo bist du? Wo ist dein Bruder? Was hast du getan?

Es ist ein Unterschied, ob Kohelet als Stimme seines Volkes klagt, dass alles sinnlos, alles eitel ist, oder ob Menschen ihm das nachsagen, die die Menschlichkeit Gottes vereitelt haben und vereiteln. Wir hörten, wie Gott einen letzten Fluchtversuch Kains abwehrt – allzu groß zum Tragen ist meine Verfehlung –: die Flucht ins Tragische, in den Tod. Doch Gott hat keinen Gefallen am Tod des Frevlers, des Mörders, sondern will, dass er lebt, sich bekehrt, umkehrt zu Wegen des Lebens, täglich und tätig.

Der Rabbiner Albert Friedlander schreibt: »Der messianische Weg – einst erschien er dem Patriarchen Jakob in seinem Traum als goldene Leiter – wurde zerrissen und verbrannt von den Feuerwagen unserer Zeit. Einst wurde die Leiter vom Himmel herunter zur Erde gebaut. Aber jetzt muss sie von der Erde zum Himmel steigen, und Menschen müssen am Bau teilnehmen. Dies wird nur geschehen, wenn man das geflüsterte dunkle Zeugnis in der Mitte der Menschheit aufnimmt. Die Vielen müssen den Weg des Feuerwagens sehen und erkennen. Trauer und Verlust müssen am Tag und in den Nächten erlebt werden. Sie müssen über die verbrannte Vergangenheit weinen und müssen die Asche der Zukunft betrachten. Der Feuerweg muss in ihr Verstehen eingestempelt sein, der Weg des Feuers bis in die Dunkelheit. Ihre Lippen müssen sich zwingen, mit Zittern und Qual, die Worte zu sprechen, die den Anfang einer goldenen Leiter schaffen können: Jitgadal w jitkadasch schme raba – erhoben und geheiligt sei der große Name. Man sagt, dass dieses Gebet sechs Millionen Male wiederholt werden muss. Aber die Menschen haben vergessen, warum es sein soll.«

In *der St Matthäus-Kirche in Berlin* gibt es eine Skulptur des israelischen Künstlers Micha Ullman: sieben Stufen unter dem Fußboden, gefüllt mit Erde aus Israel – ich denke, es könnten etwa zwei Maultierladungen Land Israel sein. Die Skulptur erinnert an die Leichen im Keller der Kirche – die Abelleichen im Keller der Kain-Kirche. Aber auch daran, dass eine Kirche nur dann Kirche des Juden Jesus ist, wenn sie dessen inne ist, ihr Fundament im Volk und im Land Israel zu haben. Und nun illustriert sie auch Albert Friedlanders kühnen Vorschlag, die verbrannte Leiter wiederzubauen, und die Voraussetzung, die er für dieses Unterfangen benennt: das geflüsterte Zeugnis in der Mitte der Menschheit aufzunehmen.

Dennoch bleibe ich stets an dir, sagt das Ich des 73. Psalms – es ist das kollektive Ich Israels. Den Frevlern geht es gut, als hätten sie die Werke der Gerechten getan; sie werden nicht geplagt, sie haben Macht erlangt; was sie sagen, soll gelten auf Erden. Die Gerechten hingegen – ist es umsonst, das Rechte zu tun, sinnlos, häwäl? Aber überlaufen? Reden wie die erfolgreichen Frevler? Mit den Wölfen heulen und mit ihnen reißen? Dann hätte ich das Geschlecht deiner Söhne und Töchter, die Generationen Israels verraten. Da bleibt nur das hartnäckige, zähe Trotzdem: Dennoch bleibe ich stets bei dir. Es geht dem Ich damit nicht gut – Leib und Seele verschmachten, Fleisch und Herz verenden. Doch: Gott nah zu sein ist mir das Gute, auch wenn es mir schlecht geht.

Das ist Weisung auch für uns Jesusjüngerinnen und -jünger aus den Völkern. Wir können das rettende, befreiende Tun Gottes nicht herausfinden an dem, was auf Erden getan wird, können nicht wissen, ob er da ist und lebt, darum auch nicht erkennen, was Gott an uns tut. Aber wir können herausfinden, uns darüber verständigen, was er uns zu tun gebietet. Und das können wir tun, ohne zu wissen, ob wir damit Erfolg haben, gar Glück finden. Wir tun es, um das Geschlecht seiner Söhne und Töchter, die Generationen Israels nicht – erneut – zu verraten.

Gespräche nach Abels Ermordung – so hat Martin Stöhr *(ein Wegbereiter des jüdisch-christlichen Gesprächs)* einen Bericht über christlich-jüdische Begegnungen nach 1945 überschrieben. Es ist ein Wunder, es ist ein großes Glück, dass es diese Gespräche gibt. Es ist meine Freude, dass ich mich zu den Juden halten kann und meine Zuversicht setze auf den HERRN, Israels Gott.

Amen.

Psalm 97

1 Der Herr ist König – jubeln soll die Erde!
Es mögen sich daran erfreuen viele Inseln!

Um ihn sind dunkle Wolken,
Gerechtigkeit und Recht die Stützen seines Throns.

3 Vor ihm geht Feuer her,
versengt die Feinde.

4 Die Erde wird erleuchtet
von seinen Blitzen.
Sie sieht es und erbebt.

5 Berge schmelzen vor dem Herrn wie Wachs,
dem Herrn der ganzen Erde.

6 Seine Gerechtigkeit verkündigen die Himmel;
alle Völker sehen seine Ehre.

7 Die Götzendiener sind verloren,
welche sich dessen rühmen, was doch nichts ist.
Aber alle Götter freuen sich am Herrn.

8 Zion hört es und freut sich,
und Gottes Recht bejubeln
die Töchter Judas.

9 Denn du, Herr, bist der Höchste
über der ganzen Erde
und über alle Götter hoch erhaben.

10 Ihr, die ihr liebt den Herrn,
so hasst das Böse!
Er hütet ja das Leben derer,
die ihn lieben,
befreit es von der Hand der Bösen.

11 Licht wird gesät bei den Gerechten
und Freude unter denen, die aufrichtig sind.

12 So freut euch, ihr Gerechten,
erkennt sein heiliges Gedenken an!

(Neu übersetzt von Lorenz Wilkens)

Meditation

1. Johannes 2,7-11

Lorenz Wilkens

Lied
EG Nr. 401, Strophen 1-4: »Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht«

Lektion
1. Joh. 2,7-11

»Ihr Geliebten, ich schreibe euch nicht ein neues Gebot, sondern das alte, das ihr hattet von Anbeginn. Das alte Gebot, das ist das Wort, das ihr gehört habt. Andererseits schreibe ich euch doch ein neues Gebot; es ist wahr in ihm und in euch: Die Finsternis vergeht, und das Licht, das wahr ist, scheint schon. Wer sagt, er sei im Licht und seinen Bruder hasst, ist noch immer in der Finsternis. Doch wer seinen Bruder liebt, bleibt im Licht, und in ihm ist kein Ärgernis. Wer aber seinen Bruder hasst, ist in der Finsternis; er geht in der Finsternis und weiß nicht, wohin er geht, denn die Finsternis macht seine Augen blind.«

Auslegung

Der Verfasser des ersten Johannesbriefes gehörte jener Gruppierung der Urkirche an, die der Autor des Johannesevangeliums gegründet hatte. Der Abschnitt, über den wir nachzudenken haben, kommentiert Joh. 13,34; dort heißt es, Jesus habe gesagt:

»Ich gebe euch ein neues Gebot: dass ihr einander liebt, wie ich euch geliebt habe, damit auch ihr einander liebt.«

Dazu gibt der erste Johannesbrief einen dialektischen Kommentar ab; er sagt nein und ja. »Nein«, denn das angeblich neue Gebot ist in Wahrheit das alte, das schon immer galt: »Du sollst nicht Rache üben an den Angehörigen deines Volkes und ihnen nichts nachtragen, sondern du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; ich bin der Herr.« (Lev. 19,18)

Doch von hier zu dem »Ja« des ersten Johannesbriefes: »Die Finsternis vergeht, und das Licht, das wahr ist, scheint schon.« Dazu das Bedenken: Wie könnte der Hinweis auf die Empfindung, dass die Welt in einen neuen Zustand eingetreten sei – das »Licht« – als Gebot verstanden werden – Anweisung zum Handeln? Ich möchte sagen: Ja, es handelt sich um eine Anweisung an das Bewusstsein – an Aufmerksamkeit und Wahrnehmung –; aber sie hat unmittelbar praktische Folgen auf die Entscheidung über Tun und Lassen und auf den Ausdruck, der das Handeln begleitet. Der Autor des ersten Johannesbriefes teilt auch mit, worauf sich Aufmerksamkeit und Ausdruck vorzüglich konzentrieren sollen: das L i c h t. Somit bringt er uns auf die zentrale Frage der Auslegung: Von welchem Licht spricht er? Er sagt von ihm, es sei die Macht, die den Hass besiegt und aufhebt: »Wer sagt, er sei im Licht und seinen Bruder hasst, ist noch immer in der Finsternis.« Mithin können wir folgern: Das Licht, von dem er spricht, das ist die Macht der Empathie, die uns befähigt, den Mitmenschen – eben in seiner Besonderheit, die uns zunächst fremd erscheinen mag, so dass wir uns der Annahme annähern möchten, er weise uns zurück – als Ausdruck des Geistes Gottes, namentlich seiner Schöpferfreude, zu erkennen, zu empfinden, zu achten, zu behandeln, mit einem Wort: zu lieben. Das neue Gebot – das ist nichts anderes als eben diese Eröffnung, ich möchte sagen: diese Befreiung unserer Aufmerksamkeit und Sympathie.

Bei allem dürfen wir die Frage nicht übergehen, was an diesem »Gebot« der Empathie neu sei. Hat diese nicht seit je zur Menschenliebe gehört? Doch die Antwort auf die Frage, woran der Autor hier besonders denkt, liegt am Tage: Er denkt an Jesus. Zu dem, was ihm über Jesus erzählt wurde, wird die Nachricht von seiner besonderen Empathie, seiner Freiheit von Vorurteilen und – daher – seiner besonderen menschlichen Aufmerksamkeit und Kraft der Zuwendung gehört haben, ohne die die Heilungsgeschichten nicht verständlich wären. Und er wird an ihnen – neben dem Eindruck, dass es sich hier fast um eine übernatürliche Kraft handelte – nicht den Nachdruck vergessen haben, mit dem sie an die Empathie appellieren, die – wie oft auch immer sie vernachlässigt und übergangen wird – zum allgemeinen Wesen des Menschen gehört.

Freilich: Wenn wir nun von dieser Bestimmung der Menschenliebe – als Schöpfungsfreude – zu dem 27. Januar hinüber denken, wie bitter, wie unendlich belastend muss uns dann das Ausmaß der Entfremdung und des Hasses zwischen den Völkern erscheinen, das für die Verfolgung und Vernichtung besonders der Jüdinnen und Juden, aber auch der Sintezze und Sinti und Romnja und Roma, der Homosexuellen, der Kommunist*innen durch den NS verantwortlich war! Der Rassismus – der phobische Hass gegen jene, die »die anderen« waren – fremd, und, wie der Wahn es wollte: von Natur aus, also unüberwindlich und daher bedrohlich fremd –, woher kam er, wie konnte es dazu kommen, dass die Mächtigen eines Volkes – und nach ihrem Vorbild ihre Untertanen – den Angehörigen eines anderen Volkes das Daseinsrecht abzuerkennen sich berechtigt glaubten?

Wir werden mit dieser Frage in unserem Leben nicht zu Ende kommen, müssen aber in der Besinnung auf die besprochene Passage aus dem ersten Johannesbrief sagen: Es waren vornehmlich die Götzenbilder des Staates, die in den Menschen die Angst vor ihrem eigenen Anderssein hoch hielten und das Geschäft betrieben, sie, diese Angst in ekstatische Akklamation zu verwandeln. Wenn ich daran denke, stelle ich mir immer wieder einen Menschen vor, der sich heimlich aus einer ihrer Versammlungen davon stiehlt, um zu der ruhig ihre Vielfalt gelten lassenden Freundlichkeit der Natur, der Schöpfung zurückzukehren – und mithin dazu, dass er sich selbst wieder gelten ließ.

Lied
EG Nr. 40,1-4: »Dies ist die Nacht, da mir erschienen«

Gebet

Herr, unser Gott, wir bitten dich, sei mit uns, steh uns bei, wenn die Erinnerungen an die Verbrechen des Nationalsozialismus zu uns zurückkehren und in uns übermächtig werden wollen. Sende uns deinen Geist, damit wir frei werden von der soghaften Anziehungskraft, die diese Erinnerungen ausüben – frei werden, ohne sie zu vergessen. Stelle in uns die Kraft der Liebe zu deiner Schöpfung wieder her – mit all ihrer Vielfalt, auch der Vielfalt der Völker. Gebiete denen Einhalt, die bewirken wollen, dass die grässliche Fratze des Faschismus wieder ihr Haupt erhebt und wieder Macht gewinnt. Und erneuere in uns die Hoffnung auf die Zukunft – eine Zukunft, in der die Völker der Erde in Frieden und in gegenseitiger Achtung und Anregung miteinander leben können.

Vaterunser und Segen

Gedanken zum Bibelvers

Deuteronomium 4,9: Vergiss nicht, was deine Augen gesehen haben

Lorenz Wilkens

»Nur hüte dich und achte gut auf dich selbst, damit du nicht vergisst, was deine Augen gesehen haben, und damit sie dir nicht aus dem Sinn kommen dein Leben lang. Und du sollst deinen Kindern und deinen Kindeskindern davon erzählen. Als du am Choreb vor dem Herrn, deinem Gott, standst, da sprach der Herr zu mir: Versammle mir das Volk, dass ich sie meine Worte hören lasse, damit sie lernen, mich zu fürchten alle Tage, die sie auf der Erde leben, und damit sie es auch ihre Kinder lehren.« (Dies wie die folgenden Zitate der Heiligen Schrift in der Übersetzung der neuen Zürcher Bibel)

Diese Worte spricht Mose zum Volk Israel während seiner Wanderung ins gelobte Land, im Lande Baschan (östlich vom Jordan, im heutigen Syrien). Er erinnert das Volk an die gewaltige Offenbarung Gottes, die ihm am Berge Sinai (im Deuteronomium heißt er »Choreb«) widerfuhr und deren Zentrum die Zehn Gebote waren. Indessen soll es nicht diese allein im Gedächtnis behalten, sondern alle »Dinge, die seine Augen gesehen haben« – namentlich den Berg, von dem es in V. 11f. heißt: Er »brannte lichterloh bis in den Himmel hinein bei Finsternis, Wolken und Dunkel. Und der Herr sprach zu euch aus dem Feuer.« Das Volk soll nicht der Gebote gedenken, ohne zugleich an den Feuerberg – wahrhaftig einen Vulkan – zu denken, aus dem heraus sie seinen Vorfahren zum ersten Mal entgegen getönt hatten – gebildet im Munde Gottes. Die drei Dinge (das für »Ding« im hebräischen Text stehende Wort *dawár* bedeutet zugleich das W o r t): der brennende Berg, die Stimme Gottes und das im Ganzen versammelte hörende Volk sollen für einander in e i n e r Geschichte vereinigt bleiben. Israel soll sie nicht voneinander abstrahieren. Es soll nicht sagen: Das Wesentliche sind die Gebote, das andere sind die äußeren Begleitumstände, die man auch vergessen darf. Israel soll das Wesen von den zeitlich erscheinenden Umständen, in denen es erscheint, nicht grundsätzlich unterscheiden, als wäre es zeitlos. Es ist nicht zeitlos – das macht, Israel soll sich der Unterscheidung zwischen Metaphysik und Geschichte verweigern. Man kann auch sagen: Es soll sich der prinzipiellen Unterscheidung zwischen Dogmatik und Erzählung verweigern. In diesem Sinn endet der Vers Deuteronomium 4,9 mit den Worten: »Und du sollst deinen Kindern und Kindeskindern davon erzählen.«

Die religiöse Überlieferung Israels – die Religion des Bundes – ist von zwei einander entgegengesetzten Gegebenheiten gleich weit entfernt: zum einen

von dem mythologischen Typus der antiken Religionen, nach dem Götter und Göttinnen durch Zeugung und Geburt entstanden sind wie die Menschen und den ihnen ähnlichen Schicksalen unterliegen, zum anderen von der Metaphysik, der zufolge Gott als unveränderliches Wesen außerhalb der Zeit zu verehren ist. Zwar ist die Art, wie Israel seinen Gott erfährt, einzig. Sie gleicht keiner anderen Erfahrung. Doch dies nicht, weil sie in gleichgültiger Erhabenheit über den menschlichen Begebnissen thronen würde, sondern ganz im Gegenteil: weil sie mitten hinein trifft in die Aporien, die unentwirrbar scheinende Komplexität der gesellschaftlichen Verhältnisse und die darin anzutreffenden unlösbar scheinenden Konflikte. Sie eröffnet Auswege aus den Aporien, sie bringt die unentwirrbar scheinende Komplexität zu Klarheit, Gliederung und Übersicht, und vor allem: Sie löst die unlösbar scheinenden Konflikte. Ja, die Erfahrung Gottes ruft in den von ihr Betroffenen das Gefühl der Entrückung, der Erhebung über das Los der Menschen, das irdische Elend hervor. Doch zugleich befähigt sie die Menschen, ihre Welt eindringlicher und umfassender zu erfahren und zu verstehen als zuvor.

Auswege aus den Aporien, Klarheit und Übersicht, wo zuvor die Verwirrung, die Undurchdringlichkeit regierte, und Lösung der unlösbaren gesellschaftlichen Konflikte – diesen drei Arten von Erfahrung entsprechen die drei Grundbegriffe der Verehrung Gottes durch Israel: Er ist als Macht des Geistes der Grund der Welt, er ist der Befreier, und er ist der Gott des Bundes. Und man muss die Geschichten, die von seinen Wirkungen handeln, immer wieder neu e r z ä h l e n . Nur so kann das Bewusstsein seiner drei Bestimmungen: der Macht des Geistes, der Macht der Befreiung und der Macht des Bundes in ihrem Zusammenhang ebenso wie in ihrer Unterscheidung wiederhergestellt und erneuert werden.

Biblischer Exkurs

Israels Gott – ein Fluchtstratege: Flucht, Familie und Heimat in biblischer Sicht

Helmut Ruppel

Kirche und Diakonie argumentieren mit guten Gründen für den Nachzug der Familien zu ihren eingeschränkt geschützten allein lebenden Kindern in unserer Gesellschaft. Eine Reihe ethischer, gesellschaftspolitischer, pädagogischer und auch schlicht »im Namen der Menschlichkeit« argumentierende Appelle treten an, die Aussetzung des Familiennachzugs aufzubrechen.

»Mache deine Stirn wie einen Kiesel«, kann man den Rat übersetzen, den der Prophet Ezechiel bekommt angesichts der Lage in Jerusalem. Man braucht wahrhaftig eine kieselgleiche Stirn, um diese Nachzug-Debatte um Barmherzigkeit geistig-geistlich zu überleben.

Heute gehört zu den verwirrendsten Erfahrungen, dass biblisches Denken kaum eine Rolle spielt, dass sich die Traditionsabbrüche lautlos vollziehen. Es gibt Psalmen, die, angemessen aus dem Originaltext übersetzt, eine solche politische Schärfe zeigen, dass mancher Lebenszeit-Beamte völlig verdattert dastünde (Ps 12; Ps 73, der »kleine Hiob«). Das beginnt mit der einfachen Bibelkenntnis. Deshalb zu Beginn ein Blick auf den Themenkreis »Flucht, Fremde, Migration«.

Ein Gebot wie *»Du sollst die Fremden nicht bedrücken!«* steht in seiner Häufigkeit und Eindrücklichkeit nahezu allen anderen Geboten voran! So stellt sich gleich die erste Frage: Muss nicht gegenwärtig die *Vorrangstellung der 10 Gebote* (Kleiner Katechismus!) debattiert werden? Warum verdecken sie so viele andere in der Bibel entscheidenden Gebote?

Wer sind die »Fremden«? Ein erster Blick in die biblischen Texte zeigt:

- Menschen, die aus einem anderen Stamm,
- aus einem anderen Land,
- durch Flucht oder Migration – Kriegsfolgen! –

in das soziale Gefüge Israels integriert werden, nachdem die Assyrer 722 v.u.Z. das Nordreich eroberten und seine Bewohner fliehen mussten. Sie bringen für die Geschichte Israels grundlegende Traditionen mit, ohne die die Bibel nicht wäre, was sie ist. Diese Rechtsnorm wird durchgehend und nur leicht variierend begründet:

»Wie ein Einheimischer unter euch soll auch der Fremde sein, der bei euch als Fremder lebt. Denn Fremde seid ihr im Land Ägypten gewesen.« (3. Mose 19,34)

Es geht nicht um Gefühle der Nächstenliebe, sondern rechtlich-soziale Praxis: *»…dasselbe Recht für euch und die Fremden« (4. Mose 15,15)*, der Satz gilt in beiderlei Richtung! Man darf an die Asylgesetzgebung des Grundgesetzes erinnern: Die Autoren hatten zwar kein »Ägypten«, aber Exilerfahrung. Wie in der Bibel leben Rechtsnormen aus Erfahrung und Erinnerung.

Für die biblischen Flüchtlingserzählungen gilt: Es regiert die *Nicht*-Unterscheidung! Der wichtigste Zug für heutige Qual-Debatten: Für politische Verfolgte, Wirtschaftsflüchtlinge, Unterdrückte gibt es *keine Wertungsdifferenz!* Abra(ha)m und Sara(j), Isaak und Rebekka, Jakob und Familie, Naomi und Elimelech, Mose, Jesus' Eltern, Hagar, Philemon – »weg von hier!« heißt das leitende Schlüsselwort, die Gründe und Motive werden nie gewichtet. Die *Nicht*-Unterscheidung ist biblischer Kern. Das entsetzlich denunzierende »Scheinasylant« ist der Bibel fremd. Das »weg!« der Hagar ist genug.

Wenn zum »weg!« geholfen wird, stehen wir am *theo*-logischen Ursprung Israels – *»Ich bin Adonaj, bin dein Gott, weil ich dich aus dem Land Ägypten, aus dem Arbeits-, dem Sklavenhaus herausgeführt habe.«* Der Gott Israels erweist seine Wirklichkeit in der Befreiung zur Flucht aus Ägypten. Israels Gott – ein Fluchtstratege. Damit werden die 10 Gebote eröffnet; eine sehr andere Eröffnung als im Glaubensbekenntnis: Dort ist vom »allmächtigen Vater und Schöpfer des Himmels und der Erde« die Rede. Vom Gott der Befreiung ist im »Apostolicum« keine Rede und von der Verwirklichung des befreiten Lebens auch nicht!

Was bedeutet das für die Kirche? Gehört zu ihrer Identität der »umherirrende Aramäer« nicht? Ein »Heimatministerium« ist alt- wie neutestamentlich nur der Logik des Gesäßes geschuldet, nicht der des Wanderns, der Bewegung des Volkes Gottes:

»Denn unser Bürgerrecht, unsere Heimat ist in den Himmeln. Von dort her erwarten wir auch den Messias Jesus, den Herrn, den Retter.« (Philipperbrief 3,20).

»Ein Fremdling bin ich auf der Erde, verbirg nicht vor mir deine Gebote!«, Psalm 119,19 – ein wundervoller Vers, einen CSU-Parteitag zu eröffnen. Und im Ernst: Ob theologisch nicht viel deutlicher von einer doppelten Staatsbürgerschaft ganz anderer Art gesprochen werden müsste? Wie Heinrich Böll (schon vergessen?) das tat:

»Es ist eine Tatsache, dass wir eigentlich alle wissen – auch wenn wir es nicht zugeben – dass wir hier auf Erden nicht zu Hause sind, nicht ganz zu Hause sind. Dass wir also noch anderswo hingehören und von woanders herkommen.«

Alle, die hoffen und lieben, die glaubend eingreifen und stärkend stützen, sind Gäste und Fremdlinge mit doppelter Staatsbürgerschaft auf der Erde. Nein, dreimal Nein: Das Boot ist nicht voll, Europa hat Ressourcen, wenn sie gerecht verteilt werden.

So ist festzuhalten: Das Gebot, den Fremden nicht zu bedrücken, ist im biblischen Rechtsdenken weit und eindrücklich präsent. Eine Wertedifferenz zwischen Geflüchteten ist dem biblischen Rechtsdenken fremd. Gottes Volk verdankt sich dem Einem, der Flüchtenden zur Freiheit verhalf. Darin liegt unsere Identität, dass wir bei ihm unsere endgültige Heimat finden. Ob das nicht auch in unser Glaubensbekenntnis einfließen müsste?

Ein beunruhigender Nachtrag zum Thema »Nachzug der Familie«: Wer darf zu einem eingeschränkt (subsidiär) Schutzberechtigten »nachziehen«? Wie weit reicht der Kreis der Familienangehörigen? Geschwister gehören dazu? nicht dazu? Hat die Bibel zu solchen mit der Familie verbundenen Fragen nichts zu sagen? In der Debatte hört man dazu kein Wort.

Aus der Bibel Normatives für heutige Familien zu ziehen kommt einem Abenteuer gleich! Was es da gibt: Patchwork-Familien, Leihmütter, schwache, schweigende, abwesende Väter, Samenspender, skandalöse Familiengeschichten, schroffe familienfeindliche Züge bei Jesus, Ehe als sexuelle Notlösung bei Paulus. Eine Normalität in Familienstrukturen oder nur der Versuch, eine bestimmte Familienstruktur biblisch zu begründen, erscheint nahezu aussichtslos.

»Familie ist da, wo Menschen dauerhaft und generationsübergreifend persönlich füreinander einstehen und Verantwortung übernehmen«, so eine Formulierung von 2010. Das ist biblisch *gedacht*, wenn es um das Eintreten füreinander, Solidarität und Treue geht. Der Solidarität bedürfen Menschen, die nicht im Netz der Kernfamilie geschützt und versorgt sind. biblisch gesehen Witwen, Waisen, Fremde und Alte und, so würde ich jetzt hinzufügen, *Getrennte. Denn die subsidiär Schutzbedürftigen sind zuerst Getrennte*, durch Flucht von den Eltern und Geschwistern *Getrennte*. Getrennte zusammenführen, solche, die einmal einander anhingen, wieder zusammenführen, das wäre biblischer Grundton. Nächstenliebe ist mehr als eine Gesinnung, sie ist die Praxis der Gerechtigkeit, die Menschen gerecht werden will!

Wie kann man zerrissenen, durch Flucht getrennten Familien gerecht werden? »Wie fein und lieblich ist's, wenn Geschwister beieinander wohnen…« (Psalm 133)

(Ich habe viel gelernt von Jürgen Ebach, Biblische Perspektiven auf Flüchtlinge und Fremde, in: Ebach, Wie liest Du? Erev-Rav Verlag, Uelzen)

Impulse für die theologische und religionspädagogische Praxis

Rassismus- und antisemitismuskritische Fragmente

Dominik Gautier, Nina Schmidt, Christian Staffa

Die Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Rassismus in der Mitte der Gesellschaft ist unerlässlich. Diese Aufgabe erfordert größte Anstrengungen, denn beide sind komplexe, wandelbare und hartnäckige Gegner. Sie unterteilen manchmal offen, aber zumeist subtil in »uns« und »Andere«. »Uns« wird dabei Normal-Sein, Überlegenheit, aber auch Verwundbarkeit attestiert, »Andere« werden als Problem und Bedrohung wahrgenommen oder aber schlicht ignoriert – immer spielt hierbei die vermeintlich bessere oder schlechtere Herkunft, Religion, Kultur und sogar »Rasse« eine Rolle. Dieses Denken ist so tief eingelassen in unsere Selbst- und Weltverständnisse, dass wir nicht einfach *gegen* Rassismus sein können. Besonders deutlich wird dies am Beispiel schwerfälliger Institutionen, zu denen auch Kirchen, Universitäten, Schulen und Kindertagesstätten zählen. Sie können trotz bester Absichten Rassismus und Antisemitismus reproduzieren.

Rassismus sollte nicht vorranging moralisch attackiert, sondern nüchterner analysiert und bearbeitet werden. Hilfreich ist dabei die Perspektive der *Rassismuskritik*, die in Abgrenzung zum weniger reflektierten *Antirassismus* auf folgende Einsicht hinaus möchte: Wir sind nur Teil der Lösung, wenn wir uns als Teil des Problems verstehen. Wir können nur gegen Antisemitismus und Rassismus denken, unterrichten und beten, wenn wir üben, uns selbst zu kritisieren sowie offene Ohren für die Kritik derer zu entwickeln, deren Stimme meist überhört wird.

Für die Bearbeitung von Rassismus und Antisemitismus in einem spezifischen christlichen Kontext und die darin notwendigen Perspektiven auf die eigenen und historischen Verstrickungen in rassistische und antisemitische Strukturen sind (neue) theologische Zugänge zentral. Die biblischen Zeugnisse könnten für diese Neuausrichtung und didaktische Grundierung der rassismuskritischen und antisemitismuskritischen Religionspädagogik in vielfacher Hinsicht hilfreich sein. Beispielsweise könnte im Sinne der Steigerung der Ambivalenztoleranz die Vielschichtigkeit und Uneindeutigkeit biblischer Texte fruchtbar gemacht werden für die Praxis. Ihre Widersprüchlichkeit, ihre unterschiedlichen Auslegungen, die notwendige Betrachtung historischer Kontexte und ihre Mehrdeutigkeit, oder wie Jürgen Ebach formuliert »Mehrdeutlichkeit«, können als Grundlage dieser Annäherung dienen und stellen eine Ressource dar, die theologisch nutzbar gemacht werden muss. Die Betonung und Bearbeitung dessen wäre darüber hinaus eine herausfordernde Praxis in Bezug auf verkürzte und unterkomplexe Bezugnahmen auf biblische Quellen, die nicht zuletzt theologisch normativ aufgeladene Bilder unhinterfragt lassen.

Das biblische Menschenbild, in dem die Gottebenbildlichkeit (*»Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, nach dem Bild Gottes schuf er ihn; als Mann und Frau schuf er sie.« Genesis 1,27*) und die Egalität aller Menschen (»Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.« Galater 3,28) verankert sind, sind eine weitere produktive theologische Grundlage für eine solche kritische Praxis. Die Ebenbildlichkeit Gottes kollidiert mit unserer wahrnehmbaren gesellschaftlichen Realität. Sie ist vielmehr Vision und Auftrag christlichen Handelns, die Gestaltung und Umgestaltung einer Gesellschaft, in der diese Ebenbildlichkeit und Egalität Realität werden können. Egalität im biblischen Sinn ist die Anerkennung von Differenz ohne die Zuweisung von Wertigkeiten. Diese biblische Vision und Überzeugung, die Gleichheit aller Menschen mit ihren Unterschieden, verweist deutlich darauf, dass eine rassismus- und antisemitismuskritische theologische und religionspädagogische Praxis ohne eine fundierte theologische Ausrichtung nicht denk- und lebbar ist.

Wir präsentieren hier nun eine Sammlung von Texten, die diesen angedeuteten Linien und Zugängen folgen: Sie suchen nach den Brüchigkeiten in Theologie, nach den offenen Fragen, nach den Ambivalenzen und Unstimmigkeiten. Sie hinterfragen scheinbare Wahrheiten, schauen kritisch auf Gesetztes und rütteln so an Selbst- und Weltbildern. Jeder Text ist verbunden mit einem oder mehreren Impulsen für eine religionspädagogische und/oder gottesdienstliche theologische Praxis. Sowohl Texte als auch Impulse verstehen wir vielmehr als Mosaikteile, als Anregungen und Angebote in bisher beschriebener Art weiter zu denken. Das Fragmenthafte, Unabgeschlossene und im Prozess Begriffene, das wir als Kernelement einer rassismus- und antisemitismuskritischen Praxis begreifen, ist so nur folgerichtig auch der Zugang, dem wir mit unseren Materialien und Methoden folgen.

Auf der Suche nach einer rassismuskritischen Theologie:
Ein neuer Blick auf Dietrich Bonhoeffer

Dominik Gautier

Auf der Suche nach einer rassismuskritischen Theologie lohnt zum Beispiel ein neuer Blick auf Dietrich Bonhoeffer. Während seines Studienaufenthaltes in New York (1930/1931) wurde Bonhoeffer aktiv in einer Schwarzen baptistischen Gemeinde in Harlem während der *Harlem Renaissance*, einer Epoche, in der Schwarze durch Literatur, Kunst und politische Organisationen um ihre Selbstbestimmung kämpften.

Die in diesem Kontext entwickelte Theologie kreist um das Narrativ des Schwarzen Christus. Die Schwarze Theologie bringt hiermit bis heute zum Ausdruck: Gott solidarisiert sich mit rassistisch diskriminierten Menschen und befähigt zur Selbstannahme sowie zum Engagement für eine weniger rassistische Welt. Bonhoeffers Harlem-Erfahrung hatte Einfluss darauf, dass er ein christliches Selbstverständnis hinter sich ließ, das auf Ausblendung oder gar Unterstützung von Rassismus beruhte. Stattdessen forderte er dazu auf, »Nachfolge« sowie Solidarität mit Jüd*innen zu üben. Die neuere Forschung macht hierbei zwar noch nicht genügend auf die antijüdischen und rassistischen Denkweisen aufmerksam, die in seiner Theologie weiterwirken.

Seidenteppich mit den Farben der Kirchenfenster der Abyssinian Baptist Church, Harlem, installiert in der St. Matthäuskirche, Berlin, in der Bonhoeffer 1931 ordiniert wurde. John Young, Bonhoeffer in Harlem, 2009 St. Matthäuskirche Kulturforum Berlin, installation view Image courtesy the artist and Alexander Ochs Private, Berlin

Dennoch lässt sie ihn als einen mit sich ringenden und lernenden Menschen erscheinen und macht die Spuren Schwarzer Theologie *in* der deutschen Theologiegeschichte sichtbar.

Dieser neue Blick auf Bonhoeffer liefert Impulse für rassismuskritische religiöse Bildung: Zum einen kann anhand Schwarzer Theologie darüber nachgedacht werden, inwiefern das Christentum für rassistisch diskriminierte Schüler*innen eine Ressource der Selbstachtung und Widerständigkeit sein kann. Zum anderen hilft dieser neue Blick dabei, den Fokus weg von der Glorifizierung seiner Person zu rücken und stattdessen mit Schüler*innen darüber nachzudenken, dass zur christlichen Lebensgestaltung die Bekämpfung von Rassismus und das stetige Überdenken theologischen und politischen Tuns gehören.

Impulse für die Praxis: Reflektion von Jesusdarstellungen

Nina Schmidt, Christian Staffa

Mit diesem Blick auf Bonhoeffer und seine Texte zu seiner Zeit in Harlem ließen sich mehrere Lerneinheiten (ab Konfirmand*innen Alter) gestalten. Sie führen unweigerlich zu der Frage, in welcher Hautfarbe Jesus Christus üblicherweise dargestellt ist und was das bedeuten könnte. Denk- bzw. Gefühlsübungen bieten sich an:

- Wie wirkt ein Schwarzer Jesus auf mich als *weiße* Person? Wie könnte ein *weißer* Jesus auf einen Schwarzen Menschen wirken?
- Welchen Einfluss hat die gängige Darstellung Jesus als *weißer* Mensch auf meinen Glauben, meine Gottesbilder?

Eine Netzrecherche, die auffordert vielfältige und heterogene Christusbilder zu finden, erweitert die Auseinandersetzung mit den hier gestellten Fragen. Eine Diskussion über die gesammelten Bilder kann auch Fragen nach *weißer* Normativität und Herrschaft anstoßen (»Warum überhaupt ist Jesus auf so vielen Darstellungen *weiß*, wenn wir doch historisch sehr sicher sein können, dass Jesus Person of Colour war?«).

Sehr brauchbar in diesem Themenfeld ist der Videoclip »There is no white Jesus« (www.youtube.com/watch?v=APMu32sC2nM&t=1s).

Kurzbeschreibung des Clips:
Da sitzt ein *weißer* Christ in einer leeren Kirche und wendet sich verzweifelt betend an Jesus. Das Kruzifix, dem er sich betend zuwendet, zeigt einen weißen Christus. Plötzlich erscheint in hellem Licht ein Schwarzer Mann mit Dreads, helles Licht erleuchtet ihn, Choräle sind im Hintergrund zu hören, und er sagt: »Ich höre dich mein Sohn!«. Der *Weiße*, offensichtlich irritiert, fragt ihn, wer er sei und schickt ihn weg: »Ich habe dich nicht gerufen!«. Jesus insistiert. Nach längerem Hin und Her akzeptiert der *Weiße*, fast resigniert, dass ihm hier Jesus gegenüber steht: »Wenigstens sind wir beide Christen.« Der Clip endet mit der Entgegnung des Schwarzen Jesus: Jetzt ist vermutlich nicht der richtige Zeitpunkt dir mitzuteilen, dass ich Jude bin?!«.

Dieser vier Minuten lange Clip bietet vielfältige Anknüpfungspunkte, um sich Rassismus und Antisemitismus mit einem Humor zu nähern, der gleichwohl nichts von der Ernsthaftigkeit des Themas nimmt. Implizit adressiert er Intersektionalität und könnte die Schülerinnen und Schüler dazu anregen, über Differenz und Gemeinsames bei Rassismus und Antisemitismus nachzudenken.

Menschenbilder:
Die Frage nach den Bildern von dem und der »anderen« könnte vom Christusbild zu den Bildern von Schwarzen in europäisch christlichen /kirchlicher Ikonographie wechseln. Hier bieten sich die Bilder von Spendenaufrufen für »Afrika« an. Zu analysieren wäre hier das Bild, was von Schwarzen Menschen in diesen Medien gezeichnet wird. Um diesen Fragen und Reflektionen wiederum auf witzige Weise zu begegnen, eignet sich der »rusty radiator award« (https://reset.org/blog/rusty-radiator-award-ein-award-raeumt-klischees-der-entwicklungshilfe-11132014).

Dieses norwegische Produkt von Filmstudierenden, die die Klischees in Fundraisingkampagnen für »Entwicklungshilfe« filmisch frech und dadurch wirksam transportieren, irritiert und fordert die Zuschauer*innen heraus: Da gibt es zum Beispiel einen Michael, der das »arme schwarze Kind« schauspielerisch perfekt inszeniert und sich dabei sehr bewusst ist, dass er das nicht für sich, sondern für das gute Gefühl der *Weißen* tut, das er dann auch immer wieder irritiert.

In den nächsten Ausgaben der Predigthilfe werden weitere Module folgen.

KAPITEL II
ASF-Freiwillige berichten

Plakat der Jüdischen Jugendbühne Berlin im Reichsverband der Jüdischen Kulturbünde.

Eine Einzimmerwohnung voller Geschichte

Bericht der ASF-Freiwilligen Martha Blumenthaler

Eine Bereicherung meines Arbeitsalltags war Pani F., eine neue Klientin, die ich ab Januar einmal in der Woche in ihrer Einzimmerwohnung besucht habe. Pani F. ist eigenartig und sehr liebenswert. Die Wohnung von Pani F. befindet sich im Erdgeschoss eines klassischen beigen Plattenbaus. Ich glaube, sie lebt hier schon seit der Nachkriegszeit.

Die winzige Küche ist gleichermaßen Flur und Eingangsbereich. Die Wand ist petrol-grün angestrichen und am Kühlschrank hängen »Happy Chanukka«-Magneten. Der Kühlschrank ist immer voll und auf dem gemeingefährlichen Gasherd steht immer ein roter Topf mit Griesbrei; den mag sie sehr gerne: Manna und Masło (Gries und Butter). Der größte Raum ist das Schlafzimmer, welches gleichermaßen als Wohn- und Esszimmer dient. Das Bett ist eine schiefe Schlafcouch, abgedeckt mit einer gift-gelben Steppdecke. Ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen steht vor dem Bett. Dort essen wir. Mir irgendeine Süßigkeit, die vorher unter Höchstanstrengung irgendwo aus der kleinen Küche ausgegraben wird, anzubieten, ist fester Bestandteil eines jeden Besuchs. Dazu gibt es Nestlé-Instantkaffee, den ich nach einem Monat endlich selbst anrühren darf. Das Gebräu muss laut Pani F. nämlich eine bestimmte Temperatur haben. Ich habe den Koffeingehalt des Getränks am Anfang unterschätzt und hatte regelrecht Herzrasen, als ich nach drei Tassen die Wohnung verließ.

Pani F. will erzählen und kann es auch. Gleich beim ersten Besuch erzählt sie mir von ihrer Kindheit. Eigentlich stammt sie aus einer jüdischen Familie aus dem Umland Warschaus. Ihre gesamte Familie ist nach der Umsetzung des Hitler-Stalin-Pakts nach Sibirien deportiert worden. So entkommen sie zwar den Nazis, sie ist aber die Einzige der Familie, die Sibirien überlebt. Sie spricht von der Kälte und dem Verloren-Sein. Nach dem Krieg kommt sie zurück nach Polen, nach Krakau, wo sie bis heute lebt.

Im Laufe der Zeit werden ihre Erzählungen spezifischer. Oft erzählt sie vom NKWD, das sie damals abtransportierte. Ich bin oft wütend auf mich, weil ich Probleme habe, ihr wegen meiner manchmal nicht ausreichenden Polnisch-Kenntnisse zu folgen. Auch sie macht das sauer, denn sie will verstanden werden und ist neugierig. Kurz ist sie enttäuscht von mir und schüttelt als Zeichen der Resignation den grauen Panikopf hin und her. Sie verzeiht mir aber schnell und sagt mir die Zahlen auf Deutsch auf, singt ein Lied auf Jiddisch und fragt mich, ob ich ihr nicht Jiddisch beibringen könnte, weil es ja so viele ans Deutsche angelehnte Wörter gibt. Wie sie mit meiner Sprachlosigkeit umgeht, hängt immer stark von ihrer Laune ab. Einmal sagt sie »nie mam humoru dzisiaj« (ich habe heute keinen Humor). Ich umarme sie und entschuldige mich und sie küsst mich auf die Backe, während sie »Kochana, Kochana« (»meine Liebe«) vor sich hinmurmelt. Manchmal verstehe ich nur »Hitler« und »Stalin«, wenn sie vom Krieg erzählt. An einem dieser Tage unterbrechen Tränen ihre Erzählung. Während sie weint, ärgere ich mich so sehr über mich selbst. Ich kann sie nicht adäquat mit Worten trösten. Wir sitzen uns so gegenüber. Ich versuche es mit Körpersprache. Im Hintergrund dröhnen Queen und David Bowie aus dem Antennenradio, welches immer läuft. Eine Angewohnheit, die meine Oma Bärbel auch pflegte. Das Rasseln von »Under Pressure« vermischt sich mit unserem Schweigen. Pani F's Gesicht hellt sich auf. Ich wippe ein wenig unbeholfen mit den Füßen. Sie fragt mich, ob wir tanzen wollen. Sie hat das früher so gemocht. Ich nehme Pani F., dieses 1,40 m große, robust zerbrechliche Leben, an den faltigen Händen und der winzige Raum wirkt groß. Vielleicht, weil das Leben ihn ausfüllt oder weil David Bowie mit Kopfstimme fragt, ob wir der Liebe noch eine Chance geben können.

Ich ziehe Pani F's dunkle Augenbrauen nach und die zwergigen Stiefel über ihre dicken kleinen Füße. Sie präsentiert mir lächelnd eine Kette mit einer bunten Strasssteineule. Bei mir eingehakt, helfe ich ihr zum Taxi, das sie wiederum nach Kazimierz zum Jüdischen Seniorentreff im Jewish Community Center bringt. Dort geht sie jeden Tag hin, außer am Wochenende. Bevor sie die Tür schließt, fragt sie noch einmal versichernd nach, ob ich nächsten Dienstag wieder um zehn Uhr da sein werde.

Martha Blumenthaler hat 2019/20 ihren Freiwilligendienst in Krakau (Polen) im Galicia Jewish Museum und im Maximilian-Kolbe-Werk geleistet. Seit Herbst 2020 studiert sie Soziologie und Philosophie.

Eindrücke von der Gedenkfeier zu 75 Jahre Befreiung von Auschwitz am 27. Januar 2020

Bericht des ASF-Freiwilligen Linus Mach

Es war an einem Sonntagmorgen, der 26. Januar dieses Jahres, kurz nach 06.00 Uhr. Ich bin gerade aus dem Flixbus gestiegen, der mich über Nacht aus Gdańsk nach Bielsko-Biała gebracht und von wo aus ich einige Stunden später weiter nach Oświęcim fahren werde. Dort wollten sich alle Freiwilligen meiner Ländergruppe treffen, um zu den Feierlichkeiten anlässlich der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz am darauffolgenden Tag vor 75 Jahren vor Ort zu sein. Ich saß am Bahnhof in einem etwas bieder anmutenden Café, versunken in einem riesigen Sessel mit einem Ingwertee, und wusste nicht so recht, was mich erwartet, aber auch nicht, was ich von diesem Ereignis erwarte und wie ich damit umgehe, dass der Ort, an dem ich dann schon zum dritten Mal sein werde, für mich weiter unbegreiflich bleibt. Wie sollen wir, ich, unsere Gesellschaft dem gerecht werden, was sich an Orten wie Auschwitz zugetragen hat? In diesem Sessel sitzend schrieb ich also einen Text; er handelt von der Erinnerung an den Holocaust, warum das für jeden bedeutend ist und was der Holocaust uns lehren könnte. Später am Tag fuhren wir gemeinsam nach Auschwitz-Birkenau, schauten uns das so surreal wirkende, gigantische Zelt an, welches das Eingangstor des Lagers umschließt und als Kulisse für die offizielle Gedenkveranstaltung am darauffolgenden Tag dienen würde. Wir regten uns über die Massen an Tourist*innen auf, die sich über das Gelände schoben, dabei taten wir eigentlich genau dasselbe. Warum wir eigentlich hier sind, fragte ich mich. *It's difficult to be anywhere else on this day* schrieb das Museum auf seinen Werbe-Bannern und im Internet. Vielleicht deswegen, es fühlte sich jedenfalls schon richtig an, dort zu sein. Später stellten wir beim Pizza-Essen fest, wie merkwürdig sich das hier für uns alle anfühlt; wir besuchten ein Zeitzeugengespräch und kochten einen großen Topf Nudeln mit viel zu scharfer Tomatensauce.

Und am Ende des Tages lag ich im Bett und stellte fest: Wir können dem nicht gerecht werden, was hier passiert ist. Denn für einen Großteil derer, die an Orten wie Auschwitz leiden mussten, kommt jede Gerechtigkeit zu spät. Und trotzdem waren wir dort, und ich denke jeder von uns ASF-Freiwilligen hat genauso wie jede*r andere Besucher*in in diesen Tagen etwas mitgenommen. Am nächsten Tag gab es eine Gedenkfeier, in der hauptsächlich die zu Wort kamen, die das Grauen im KZ Auschwitz miterleben mussten. Vom elften Gebot sprach Marian Turski, *Du sollst nicht gleichgültig sein*. Und genau das ist es, worum es geht: Weder gleichgültig zu sein gegenüber dem, was war, als auch in Anbetracht dessen, was gerade ist und vor uns liegt. Es haben sich für mich so viele neue Fragen an diesem Wochenende als auch während des gesamten Friedensdienstes aufgeworfen, die mich noch eine Weile beschäftigen werden und von denen die ein oder andere wahrscheinlich auch unbeantwortet bleiben wird. Doch so wie jeder gelesene Text, jede Begegnung und jede Reise neue Fragen stellen, bringen sie manchmal eben doch auch Antworten, zumindest wenn man sich darauf einlässt. *Du sollst nicht gleichgültig sein* hat sich bei mir jedenfalls eingebrannt.

Linus Mach hat seinen Freiwilligendienst 2019/20 in der Gedenkstätte Stutthof sowie beim Maximilian-Kolbe-Werk geleistet. Er studiert nun Arabistik/Islamwissenschaft und Politikwissenschaft in Münster.

Ein Freiwilligenjahr in Nordnorwegen, unterbrochen durch Corona

»Es fühlt sich an wie Nachhausekommen.« – Bericht der ASF-Freiwilligen Johanna Stuck

Seit September 2019 lebe ich als ASF-Freiwillige in Alta, Nordnorwegen. Hier arbeite ich auf einer Demenzabteilung mit acht Bewohner*innen im Furuly sykehjem, einem Alten- und Pflegeheim, das zur Stiftung Betania gehört.

Dass Aktion Sühnezeichen Friedensdienste seit vielen Jahren Freiwillige nach Alta entsendet, steht im Zusammenhang mit Ereignissen im Zweiten Weltkrieg unter der deutschen Wehrmacht. Im Herbst 1944 gab Hitler den Befehl zur Niederbrennung und Zwangsevakuierung von Nord-Troms und der Finnmark – die nördlichste Provinz Norwegens – zu der auch Alta gehört. Die Taktik der »verbrannten Erde« sollte den Russen den Einmarsch in die Finnmark erschweren. Somit war die Bevölkerung gezwungen, die Heimat zu verlassen und in südlichere Landesteile zu ziehen. Mitnehmen konnte sie fast nichts – im Gepäck waren Angst, Hunger und Kälte.

Oft begegne ich bei meiner Arbeit Menschen, die noch viele lebhafte Erinnerungen an die Zeit der Zwangsevakuierung und der Flucht haben, da sie diese als Kinder oder junge Erwachsene miterlebt haben. Es sind Erinnerungen, die sich tief eingebrannt haben, die noch so präsent sind, als wäre das Erlebte erst gestern geschehen. Obwohl der Krieg für mich so weit zurückliegt, ist er durch die Geschichten und Erzählungen, die ich hier höre, doch wieder ganz nah. Es ist unvorstellbar, welches Leid die Deutschen den Menschen in der Finnmark damals zugefügt haben. Umso mehr schätze ich es, dass mir hier heute als Deutsche, vor allem auch von der älteren Generation, mit so viel Herzlichkeit begegnet wird.

Die älteste Bewohnerin auf meiner Abteilung, M., ist 97 Jahre alt. »97 Jahre – kannst du dir das vorstellen?«, fragt sie mich jedes Mal. Die meiste Zeit liegt sie nur im Bett, weshalb ich oft zu ihr gehe und ihr ein bisschen Gesellschaft leiste. Dann erzählt sie mir viel von früher, von der Zeit, als sie so alt war wie ich und mit ihrer Familie ihr Zuhause in Alta verlassen musste, weil die Deutschen alles niedergebrannt und das Vieh auf den Höfen geschlachtet haben. Von der Zeit, als sie zu einem Flüchtling in ihrem eigenen Land wurde. Immer, wenn ich M. bei ihren Geschichten zuhöre und dabei ihre Hand halte, die so leicht in meiner liegt, dass ich sie ein bisschen drücken muss, um sie zu spüren, frage ich mich, wie es wohl sein muss, am Ende eines so langen

Johanna bei einem Spaziergang mit einem Bewohner.

Lebens zu stehen. M. hat keine Angst vor dem Tod. Sie begrüßt ihn. Das bewundere ich sehr und werde es wahrscheinlich erst richtig verstehen können, wenn ich selbst mal alt bin, mein Leben gelebt habe und meine Kräfte mich verlassen haben.

Als mich im März die Nachricht von ASF erreichte, dass aufgrund der Covid-19-Pandemie alle Freiwilligen ihre Projekte verlassen und zurück in die Heimat reisen müssten, war das ein bisschen so, als würde plötzlich eine kleine Welt zusammenbrechen. Alles ging so schnell und fühlte sich so unwirklich an. Zum richtigen Abschiednehmen blieb kaum Zeit. Wer hätte ahnen können, dass das Jahr einen solchen Verlauf nehmen würde?

Drei Monate vergingen. Es waren Wochen, die sich zogen und in denen ich darauf hoffte, dass wir noch einmal zurückreisen könnten. Umso schöner und auch tröstlich war es da, ab und zu die anderen Norwegenfreiwilligen bei Online-Seminareinheiten zu sehen, die unsere Länderbeauftragte von ASF für uns organisierte. Auch die acht Bewohner*innen meiner Abteilung im Altenheim bekam ich bei gelegentlichen Videotelefonaten zu Gesicht. Als mich dann vor einigen Wochen die freudige Botschaft erreichte, dass eine Rückreise für Ende Juni möglich sei, habe ich es als pures Glück empfunden.

Zurückzukommen war emotional. In den vier Wänden meiner kleinen Wohnung schien die Zeit in den letzten drei Monate stehengeblieben zu sein, während das Leben außerhalb weitergegangen ist. Die Welt draußen ist jetzt grün und die Sonne geht nicht mehr unter. Nur der letzte Schnee auf den Bergspitzen erinnert noch an den tiefen Winter, in dem Alta bei meiner Abreise im März lag. Anders als erwartet, ist es bei meiner Rückkehr ins Projekt so, als sei ich nie weggewesen. Vertraute Gesichter. Vertrautes Lachen. Hier ist das Leben noch so, wie ich es in Erinnerung hatte. Ich merke, wie ich es vermisst habe, hier zu sein und wie sehr ich doch alle schon ins Herz geschlossen habe. Es fühlt sich an wie Nachhausekommen. Ich bin dankbar dafür, dass ich die Möglichkeit bekommen habe, die letzten zwei Monate des Freiwilligendienstes noch hier zu verbringen und auf diese Weise einen guten Abschluss mit dem Jahr für mich zu finden.

Johanna Stuck war 2019/20 Freiwillige mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Alta, Nordnorwegen, ihre Stelle wurde unter anderem durch die Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland gefördert.

KAPITEL III
Zeitgeschichtliche und politische Bezüge

Jenny Schaffer-Bernstein: österreichisch-jüdische Schauspielerin. Ab 1941 Zwangsarbeiterin im Berliner Osram-Konzern. Sie wurde 1943 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Eva Baruch: Schauspielerin; Jüdischer Kulturbund. Sie emigrierte um 1940 nach Shanghai und kehrte 1947 nach Berlin zurück.

Walter Olitzki: deutsch-jüdischer Opernsänger; Opernhaus Königsberg bis 1933; bis 1938 Jüdischer Kulturbund Berlin; emigrierte 1939 in die USA, sang an der Metropolitan Opera New York und an der Oper in San Francisco.

Otto Bernstein: Schauspieler und Regisseur, Jüdischer Kulturbund, Deportation in das KZ Auschwitz zusammen mit seiner Frau Jenny Schaffer-Bernstein am 26. Februar 1943.

Deutsche Juden: »Keiner will sie«

Zur Konferenz von Évian vor 82 Jahren

Claus Leggewie

Wer nimmt die deutschen Juden auf? Vor 82 Jahren traf sich die westliche Staatenwelt in Évian, um diese Frage zu klären.

Spätestens seit dem Frühjahr ließ sich das Problem nicht mehr ignorieren. Die Zahl der Geflüchteten stieg, und es stand zu befürchten, dass sie weiter steigen würde. Eine internationale Zusammenkunft sollte Abhilfe schaffen. Die Wahl fiel auf den beschaulichen Ort Évian-les-Bains am Genfer See: Im etwas oberhalb gelegenen Hotel Royal kamen im Sommer Delegierte aus 32 vor allem westlichen Staaten zusammen. Die Konferenz begann unter großer Anteilnahme am 6. Juli 1938. Die Flüchtlinge, über die man sprechen wollte, waren die vom NS-Regime verfolgten Juden. Zehn Tage später stand fest: So gut wie kein Land wird seine Grenzen öffnen.

82 Jahre später sind weltweit rund 80 Millionen Menschen auf der Flucht vor Krieg und Terror, vor Armut und Unwetter, vor Diskriminierung und Unterdrückung. Die reichen und freien Länder zeigen ihnen die kalte Schulter, Europa und die USA schotten sich ab.

Als die Welt die Juden verriet lautet der Titel einer 2018 erschienenen Darstellung des Évian-Dramas. Deren Autor Jochen Thies zieht eine direkte Parallele zum aktuellen Unwillen der westlichen Gesellschaften, Schutzsuchende aufzunehmen. Aber trifft diese Analogie zu?

Die Lage der heutigen Geflüchteten unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von derjenigen der rund 540.000 Juden, die Mitte 1938 noch in Nazi-Deutschland lebten. Zudem konnte – so offensichtlich es war, dass die jüdischen Deutschen Repressionen ausgesetzt waren – noch niemand ahnen, dass die Verfolgung in jenem Menschheitsverbrechen enden würde, das wir heute Holocaust nennen. Der Évian-Konferenz aus der Sicht der Beteiligten gerecht zu werden und sie zugleich im Licht der späteren Entwicklung zu betrachten ist daher eine gedankliche Herausforderung.

Seit 1933 hatte sich die Lage der Jüdinnen und Juden im Deutschen Reich stetig verschlechtert. Das NS-Regime verhängte Berufsverbote, entfernte Juden aus dem Staatsdienst. Geschäfte wurden boykottiert und Besitz »arisiert«. Die Nürnberger Rassengesetze von 1935 beraubten die Juden, die aus dem öffentlichen Leben schon weitgehend verbannt waren, ihrer Bürgerrechte. Damit

entfiel auch das »Frontkämpferprivileg« für die rund 100.000 Jüdinnen und Juden, die im Ersten Weltkrieg ihr Leben für das Deutsche Reich riskiert hatten. Während Zigtausende den Weg ins Exil gewählt hatten, hing die Mehrheit der Juden am Vaterland und wollte nicht wahrhaben, dass sich niemand schützend vor sie stellen würde.

Der »Anschluss« Österreichs im März 1938 führte schlagartig vor Augen, wie fatal die Situation war. Juden wurden auf der Straße verprügelt. In Wien zwang man sie, mit Zahnbürsten das Straßenpflaster zu putzen. Was sich im Deutschen Reich über Monate und Jahre vollzogen hatte, dauerte hier wenige Tage. Es musste etwas geschehen – aber was?

Zusätzlich zu den rund 200 Delegierten reisten zahlreiche Beobachter*innen ins französische Évian, darunter Vertreter*innen jüdischer Hilfsorganisationen. Ausrichter der Zusammenkunft sollte zunächst die Schweiz sein, deren Regierung den in Genf ansässigen Völkerbund-Organisationen aber keine Konkurrenz machen und vor allem den übermächtigen deutschen Nachbarn nicht verstimmen wollte. So entschied man sich für das französische Seeufer, die Einladung sprach US-Präsident Franklin D. Roosevelt aus.

Roosevelt wusste, dass die europäischen Jüdinnen und Juden, diese »unglückseligen Menschen«, in Gefahr waren. Als rettenden Hafen wollten sich die USA jedoch nicht anbieten. Die Kontingente für Deutsche und Österreicher blieben auf jährlich 27.370 Personen beschränkt; an eine Aufstockung war angesichts der infolge der Weltwirtschaftskrise hohen Arbeitslosigkeit nicht zu denken. Die bedrohten Jüdinnen und Juden sollten vielmehr gleichmäßig verteilt werden – ohne einzelnen Nationen eine Erhöhung ihrer Kontingente abzuverlangen. Roosevelt zählte »14 oder 16 Millionen Juden auf der Welt«. Die Hälfte von ihnen lebe in den USA. »Wenn wir die übrigen in acht oder zehn Gruppen aufteilen könnten«, kalkulierte er, »würde es in drei bis vier Generationen keine Judenfrage mehr geben.«

Dem Präsidenten schwebte eine privat-öffentliche Anstrengung der demokratischen Gesellschaften vor. Eine neu zu schaffende internationale Kommission sollte mit dem Deutschen Reich die Ausreise von Jüdinnen und Juden regeln – und die Nazis davon überzeugen, den Emigranten ihr Eigentum zu belassen. Dies, hoffte man, würde die Aufnahmebereitschaft der Zufluchtsländer erhöhen. So hatte sich die von den Nationalsozialisten später auf eine »Endlösung« hin radikalisierte »Judenfrage« gewissermaßen objektiviert: Man musste sie lösen, nur anders als die Nazis.

»Eine erschütternde Erfahrung«

Die Chancen standen schlecht. Die Rezession heizte rund um den Globus die Fremdenfeindlichkeit an, was die Juden als Paria-Volk am meisten traf. Statt die Grenzen zu öffnen, wollte man sie vielerorts hochziehen – nicht zuletzt gegen den womöglich zu erwartenden Exodus ärmerer Jüdinnen und Juden aus Osteuropa.

Damit nahm die Konferenz die Reaktion der osteuropäischen Staaten vorweg, die in Évian nicht vertreten waren, in denen aber »die andere Hälfte« der Juden – damals rund 4,5 Millionen – lebte, vor allem in Polen. Dort grassierte (man darf es dort heute kaum ungestraft äußern) ein ungezügelter Antisemitismus. Ende März 1938 hatte die Regierung die Aufhebung der Staatsangehörigkeit für alle verfügt, die sich länger als fünf Jahre außerhalb des Landes aufhielten. Das richtete sich gegen die Rückkehr polnischer Jüdinnen und Juden aus dem Deutschen Reich und machte sie zu Staatenlosen. In Ungarn erhöhte die antisemitische Pfeilkreuzler-Bewegung den Druck, in Rumänien die National-Christliche Partei, in ganz Ostmitteleuropa kam es zu Boykotts und Pogromen.

Die Verhandlungsführer der »großen Drei«, Myron C. Taylor für die USA, Lord Winterton für Großbritannien und Henry Bérenger für Frankreich, spielten auf Zeit. Frankreich drohe »die Selbstzerstörung auf dem Altar der Nachbarschaftsliebe«, kommentierte die katholische Zeitung *La Croix*. Großbritannien wollte die jüdisch-arabischen Konflikte in seinem Mandatsgebiet Palästina nicht noch verschärfen, wo bereits 1933 rund 200.000 Jüdinnen und Juden lebten. »Das Vereinigte Königreich«, stellte Lord Winterton kategorisch fest, »ist kein Einwanderungsland.«

Die in Évian vertretenen britischen Dominions Kanada und Australien bewegten sich in dem tagelangen Pokerspiel ebenso wenig wie die meisten süd- und mittelamerikanischen Staaten. »Man wird zweifellos verstehen«, sagte der australische Delegierte, »dass wir, die wir kein wirkliches Rassenproblem haben, auch nicht wünschen, ein solches bei uns einzuführen.« Einzig Virgilio Trujillo Molina, der Bruder des Diktators der Dominikanischen Republik, machte ein vergiftetes Angebot: Er wollte »weiße« Einwanderer und Einwanderinnen aufnehmen, um die »Rassenbilanz« des Karibikstaates zu verbessern.

Es zirkulierten auch Pläne, Jüdinnen und Juden in Kenia oder anderen »menschenleeren« Kolonialregionen anzusiedeln. Aus der Mottenkiste des Antisemitismus wurde der im 19. Jahrhundert von dem nationalreligiösen deutschen Ideologen Paul de Lagarde erfundene »Madagaskar-Plan« hervorgeholt, dessen Grundidee die »Säuberung« der gesunden europäischen »Volks-

körper« von »artfremden« Juden war. Auch in Polen war diese Idee populär, verbunden mit Kolonialträumen. Einzig der verspätet eingetroffene Adolfo Costa du Rels, der Vertreter Boliviens, schlug andere Töne an. Man müsse aufhören, bloße Realpolitik zu betreiben, wenn es heißen müsse: Menschlichkeit zuerst! Ein Hilfsangebot hatte allerdings auch er nicht in der Tasche.

So wurde im Hotel Royal viel geredet, aber wenig ausgehandelt. Die Redner beklagten wortreich das große Leid – in den potenziellen Aufnahmeländern. Das einzige Ergebnis war die Gründung des von Roosevelt vorgeschlagenen Komitees, das die Arbeit der Konferenz fortsetzen sollte.

Die Jüdinnen und Juden begriffen, dass ihnen niemand zu Hilfe kommen würde. »Dazusitzen, in diesem wunderbaren Saal, zuzuhören, wie die Vertreter von 32 Staaten nacheinander aufstanden und erklärten, wie furchtbar gern sie eine größere Zahl Flüchtlinge aufnehmen würden und wie schrecklich leid es ihnen tue, dass sie das leider nicht tun könnten, war eine erschütternde Erfahrung.« So schilderte die als Beobachterin anwesende Golda Meïr, die spätere Premierministerin Israels, ihre Verzweiflung. »Ich hatte Lust, aufzustehen und sie alle anzuschreien: Wisst ihr denn nicht, dass diese verdammten ›Zahlen‹ menschliche Wesen sind, Menschen, die den Rest ihres Lebens in Konzentrationslagern oder auf der Flucht rund um den Erdball verbringen müssen wie Aussätzige, wenn ihr sie nicht aufnehmt?«

Die Welt, sekundierte ihr Chaim Weizmann, der als Vorsitzender der Zionistischen Weltorganisation auf Druck der Briten erst gar nicht angereist war, zerfalle in zwei Hälften – in eine, in der Juden nicht leben könnten, und eine andere, die sie nicht hereinließ. Genau das geschah wenig später in der Grenzstadt Zbąszyń nahe Posen. Hier, im Niemandsland zwischen Polen und Deutschland, strandeten im Herbst 1938 rund 17.000 polnische Jüdinnen und Juden, die man aus dem Deutschen Reich abgeschoben hatte. Es gab kein Vor und kein Zurück. »Auswanderung ohne Einwanderung« – auf diese Formel hat der Historiker Dan Diner die Tragödie gebracht.

Die Nationalsozialisten nahmen die Debatten in Évian mit zynischem Amüsement zur Kenntnis. Der *Völkische Beobachter* ätzte, man habe der Welt ihre geliebten Juden angeboten, aber: »Keiner will sie.« Zufrieden registrierte man, dass Vertreibung und Schlimmeres offenbar widerstandslos hingenommen werden. Das »jüdische München«, wie man Évian deshalb bezeichnet hat, nahm das Appeasement Großbritanniens und Frankreichs im Münchner Abkommen vom September 1938 vorweg, das der Besetzung des Sudetenlandes den Weg bereitete.

Der völkische Wahn ist nicht aus der Welt

Im November jenes Jahres schließlich verübte Herschel Grynszpan, dessen Familie in Zbąszyń festhing, ein Attentat auf den deutschen Gesandten Ernst Eduard vom Rath in Paris. Den Nationalsozialisten diente die Verzweiflungstat als Vorwand für die von ihnen inszenierte »Reichskristallnacht«. Im *Völkischen Beobachter* war nun zu lesen: »Die Schüsse in der deutschen Botschaft in Paris werden nicht nur den Beginn einer neuen deutschen Haltung in der Judenfrage bedeuten, sondern hoffentlich auch ein Signal für diejenigen Ausländer sein, die bisher nicht erkannten, dass zwischen der Verständigung der Völker letztlich nur der internationale Jude steht.«

Es dauerte nur wenige Jahre, bis infolge der deutschen »Blitzkriege« fast die ganze europäische Judenheit vogelfrei war, einschließlich derjenigen Flüchtlinge, die es in Transitländer, aber noch nicht nach Übersee geschafft hatten, etwa nach New York oder Shanghai.

Die Organisation, die in Évian gegründet wurde, das *Intergovernmental Committee on Refugees* mit Sitz in London, war mit der Situation überfordert. Immerhin kam es zu Verhandlungen über Devisentransfers mit Reichsbankchef Hjalmar Schacht. Des Weiteren wurden Pläne für eine Auswanderung der deutschen Juden mit einem Zeithorizont von 20 Jahren entworfen. Wie Dan Diner so treffend sagt: »Hitler war nicht vorgesehen.« Sein Name fiel in Évian kein einziges Mal.

Der »wunderbare Saal« im Hotel Royal ist heute Teil eines Resorts, in dem es sich die Reichen und Schönen mit Blick auf den Lac Léman gut gehen lassen. Die Leitung vermeidet jeden Hinweis auf die Konferenz. Bisweilen treffen sich hier hochrangige Vertreter aus Politik, Wirtschaft und Medien, und der Zufall wollte es, dass der damalige Kanzleramtschef Peter Altmaier (CDU) ausgerechnet im Royal Quartier bezogen hatte, als im September 2015 die Grenzen für die Flüchtlinge geöffnet wurden, die in Ungarn festsaßen.

Wie weit also trägt die Analogie zu 1938?

Aus Sicht der beteiligten Diplomaten hatte die Konferenz ihre Ziele erreicht: Es entstand eine Organisation, die den Verfolgten eventuell helfen konnte (bis zum Kriegsbeginn tagte sie exakt dreimal). Aus Sicht der Betroffenen indes hatten die westlichen Demokratien ihre Grundwerte verraten – und indirekt an der »Endlösung« mitgearbeitet. So urteilte später das Gros der Historiker. Wobei der australische Holocaust-Forscher Paul Bartrop zu bedenken gibt, dass dieselben Prinzipien der Realpolitik weiterhin gelten: demografische Präferenzen, Xenophobie, Differenzen in den westlichen Bündnissen, Wirtschaftsnationalismus. Nicht zufällig lese sich Évian rückwärts *naive:* »Wenn

Évian ein Scheitern war, dann ein Scheitern der Vorstellungskraft.« Nachträgliche Empörung ist also Gratismut. Es gilt stattdessen, mögliche Eskalationen der aktuellen Flüchtlingsproblematik zu antizipieren und realistische Pläne zu ersinnen, um die globalen Fluchtbewegungen zu kanalisieren.

Die oft beschworene Bekämpfung der Fluchtursachen durch Sonderwirtschaftszonen am Rand der Fluchtgebiete ist weitgehend Rhetorik geblieben, und die einzige wirksame Organisation, das UN-Flüchtlingshilfswerk, steht seit dem Rückzug der USA vor dem Bankrott. Über unmittelbare Krisenintervention hinaus kann sie kaum Entwicklungspolitik leisten. Es wurde *»special development zones«* an den Fluchtrouten eingerichtet, die aber nicht die erhoffte Entspannung gebracht haben.

Die Unterschiede zu 1938 liegen auf der Hand. Anders als vor 82 Jahren stellt sich eine superreiche Welt taub, die einen Steinwurf von Kriegsgebieten, von Boat-People und Flüchtlingslagern entfernt Urlaubsfreuden nachgeht. Rechte Populisten wie Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán, die im Inneren ihrer Gesellschaften Stimmung gegen Jüdinnen und Juden machen, gerieren sich unterdessen als Freunde Israels und Bollwerk gegen den Islam.

Vieles indes erinnert auch an damals: Der völkische Wahn ist nicht aus der Welt. Um eine vermeintliche »Umvolkung« abzuwenden, träumt manch Identitärer von »Säuberungen«.

Thilo Sarrazin antwortet auf die Frage, wie er auf die Konferenz von Évian blicke, mit Nützlichkeitserwägungen: Damals habe man einer Elite den Zugang verwehrt, die eine »geistige, wissenschaftliche und wirtschaftliche Bereicherung für jedes aufnehmende Land gewesen« wäre. Einwanderer heute seien dagegen »durchweg wenig gebildet, dem Westen kulturell fremd und keine Bereicherung für die Länder Europas«.

Europa trägt unter allen Kontinenten die geringste Last, die derzeit knapp 80 Millionen Flüchtlinge unterzubringen. Hätte es einen europäischen Solidaritätsmechanismus gegeben, wäre die Entwicklung seit 2015 kein so großes Problem wie jetzt, da einige Länder, nicht nur in Osteuropa, die Kooperation ganz verweigern, andere auf ihre wirtschaftlichen Schwächen verweisen und Dritte die christliche »Leitkultur« bedroht sehen. Wie vor 82 Jahren gibt es keine Bereitschaft zu einer gemeinsamen solidarischen Anstrengung.

Darüber, dass die EU-Länder für etliche Fluchtursachen – Kriege, Klimawandel, ungerechte Handelsregeln – mitverantwortlich sind, spricht unterdessen so gut wie niemand mehr. Das politische Bewusstsein endet mehr und mehr an den eigenen Grenzen. Völkisch-autoritäre Nationalisten kündigen, wie in Italien, sogar schon an, zu Vertreibungsaktionen überzugehen: Der damalige Innenminister Matteo Salvini (Lega Nord) ventilierte 2018 die Zahl von 500.000 Migranten, die in ihre Herkunftsländer »zurückexpediert« werden sollten. Wie schrieb Golda Meïr noch 1938: »Wisst ihr denn nicht, dass diese verdammten ›Zahlen‹ menschliche Wesen sind?«

Erstabdruck in der Zeit, 20.6.2018

Der Jüdische Kulturbund in Deutschland[1] – »Den Abgrund sehen und dennoch spielen«

Ingrid Schmidt

»Achthundert Augenpaare sind auf die Bühne gerichtet. Die Scheinwerfer beleuchten ein von Vorhängen begrenztes Halbrund, mit zwei stilisierten Bäumen als Dekorationsstück eine Landschaft andeutend. … Der Verkleidungsakt des ›Wintermärchens‹ hat gerade eine Welle des Lachens ausgelöst, und nun ist Autolycus allein auf der Szene, ein echter Shakespearescher Schelm und Gauner, mit spitzer Zunge und langen Fingern und einer gehörigen Portion Lebensklugheit … spricht er, wie der Text es vorschreibt: ›Ich sehe, dies ist eine Zeit, in der Unrecht gedeiht.‹«[2]

Es ist der Februar 1939. In einer Loge machen zwei Männer eifrig Notizen – Beamte der Gestapo. – Am 11. September 1941 ordnete die Gestapo die Auflösung des Jüdischen Kulturbundes in Deutschland an. – Seit dem 1. September jenes Jahres galt im Deutschen Reich Kennzeichnungspflicht für Juden. Die noch verbliebenen Mitglieder des Kulturbundes wurden der Zwangsarbeit zugewiesen, am Ende deportiert, ermordet.

Begonnen hatte die Geschichte des Jüdischen Kulturbundes knapp neun Jahre zuvor, im Frühjahr 1933. Der Leiter des Berliner Ärztechores Dr. Kurt Singer (Foto S. 60, rechts unten), stellvertretender Intendant der Städtischen Oper in Berlin – bis zu seiner Entlassung im Frühjahr 1933, hatte die Idee zur Gründung dieses Kulturbundes. Den aus künstlerischen und geistigen Berufen vertriebenen Männern und Frauen sollten mit dieser Kulturorganisation eine neue Existenzmöglichkeit geschaffen werden und dem jüdischen Publikum eine Alternative zu den bald nicht mehr möglichen Besuchen staatlicher Bühnen.

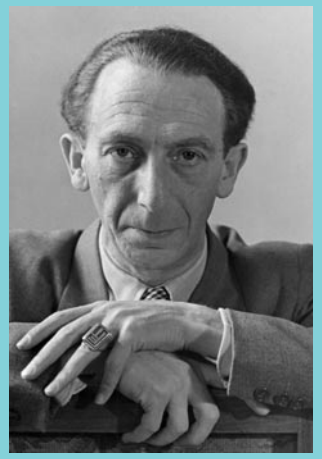
Die Nazibehörden gaben im Sommer 1933 zögernd ihre Einwilligung zur Gründung des »Kulturbundes Deutscher Juden«, der sich 1935 in »Jüdischer Kulturbund« umbenennen musste, da es »deutsche Juden« nicht mehr geben durfte. Aber er konnte von den Nazis für propagandistische Zwecke missbraucht werden, um das Ausmaß der Diffamierungs-, Entrechtungs- und Verfolgungsmaßnahmen zu verschleiern. Und dem für die Überwachung und Zensur des Kulturbundes zuständigen Staatskommissar im Reichspropagandaministerium, SS-Oberführer Hans Hinkel, diente der Kulturbund zum Ausbau seiner Position im NS-Machtapparat.

Am 1. Oktober 1933 wurde die Spielzeit des Kulturbundes eröffnet mit Lessings *»Nathan der Weise«*. Auf staatlichen Bühnen durfte der »Nathan« nicht

Denkmal für das Theater des Jüdischen Kulturbundes in Berlin-Kreuzberg

mehr gespielt werden. Die Juden entwickelten mit dem Kulturbund ein Zentrum geistigen Widerstandes. Solange sie konnten, spielten sie Goethe und Lessing, Ibsen, Shakespeare und Molière, Beethoven und Mozart, Haydn und Händel. Und nichtjüdische (Theater-)Freunde erwiesen ihre Solidarität, trotz Verbots »von oben« besuchten sie die Aufführung. Auch nach dem Novemberpogrom fanden viele jüdische Familien »Ablenkung und Erhebung« durch die Darbietungen des Kulturbundes.

Verordnungen und Verbote durch NS-Behörden machten den Jüdischen Kulturbund zunehmend zu einem Gefängnis mit hohen Mauern und am Ende zu einem effektiven »Erfassungsinstrument«. Der ausländischen Presse konnten Berichte über die künstlerische Arbeit von Jüdinnen und Juden im NS-Staat den Blick verstellen für dieses NS-Täuschungsmanöver. Jüdischen Familien, denen es nicht gelang, aus Deutschland zu entkommen, bedeuteten Theater- und Opernaufführungen, Konzerte, Vorträge, Kinder- und Jugendtheater, Kunst, Kino und Kabarett vorübergehend, kurzzeitig Ablenkung, Hoffnung, Trost.



Fritz Tachauer: deutsch-jüdischer Schauspieler. Jüdischer Kulturbund Berlin; Deportation in das Ghetto Riga am 26.10.1942; ermordet am 29.10.1942.

Hertha Reiss: Schauspielerin; Theater der Jüdischen Schulen »Was Ihr wollt«, Okt. 1936; Jüdischer Kulturbund Berlin, 1940; Sie wurde am 3. März 1943 in das KZ Auschwitz deportiert.

Claire Arnstein: Schauspielerin; Jüdischer Kulturbund Berlin; gestorben im KZ.

Siegfried Urias, deutsch-jüdischer Opernsänger; Jüdischer Kulturbund Berlin. Er überlebte den Holocaust und war bis 1955 am Stadttheater Bonn tätig.

Steffi Ronau (geb. Rosenbaum): Schauspielerin; Jüdischer Kulturbund. Sie überlebte den Nationalsozialismus in einem Berliner Kellerversteck. Ab 1945 spielte sie wieder Theater in Berlin.

Kurt Singer, Intendant des Jüdischen Kulturbundes Berlin, bei der Arbeit als Regisseur während einer Probe des Kulturbundtheaters. Er starb am 7.2.1944 im KZ Theresienstadt.

Nach der ersten Spielzeit am 1. Oktober 1933 im »Berliner Theater« in der Charlottenstraße mit *»Nathan der Weise«* folgten im Theater Shakespeares *»Othello, auf der Opernbühne«*, *»Figaros Hochzeit«* (Mozart), *»Hoffmanns Erzählungen«* (Offenbach).

Neben der künstlerischen Arbeit sahen sich die Kulturbund-Mitarbeiter*innen mit vielen anderen Selbsthilfe-Projekten gefordert: die Beschaffung von Finanzmitteln, vor allem für die zunehmend schwieriger zu erlangenden Ausreisepapiere der Emigrant*innen, für die *»Jüdische Winterhilfe«* – immer mehr Familien mussten mit Kleidung und Lebensmitteln versorgt werden, oft wenigstens mit einer täglichen warmen Mahlzeit. Beamte wurden »bestochen«, gegen entsprechende Bezahlung waren manche bereit, jüdische Häftlinge von den KZ-Deportationslisten zu streichen.

Nach den Novemberpogromen 1938, dem staatlich organisierten Terror der »Reichskristallnacht«, musste der Kulturbund weiter Theater spielen …

Paula Lindberg-Salomon, Sängerin im Kulturbund erinnerte sich: »Wann hat man eigentlich geschlafen? Gar nicht! Und das konnte man nur durchhalten, weil man dachte, übermorgen ist es vorbei.« …

Die letzten »Zwangsvorstellungen« des Kulturbundes fanden im Herbst 1941 statt. Als die Vertreter von Regierung und Partei ab Sommer 1941 nicht mehr nur die Vertreibung der Juden aus Deutschland verfolgten, sondern den Mord am europäischen Judentum planten, benötigten sie den Kulturbund als effizientes Mittel zur Überwachung und »Erfassung« nicht länger. Am 11. September 1941 ordnete die Gestapo die Auflösung des Kulturbunds an. Die verbliebenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wurden der Zwangsarbeit zugewiesen und – am Ende in die Vernichtungslager deportiert – der Jude wird verbrannt![1]

»Wenn man heute auf jene Zeit zurückblickt«, schrieb der Autor und Publizist Herbert Freeden, »so waren die acht Jahre des Kulturbundes ›ein Tanz auf dem Vulkan‹ … den Abgrund sehen und dennoch spielen … wissen und dennoch tun. Gegen das Regime auftreten konnten seine Menschen nicht; aber dass sie *trotz* seiner spielten, das war das Große.«

1 Akademie der Künste Berlin: Geschlossene Vorstellung. Der Jüdische Kulturbund in Deutschland 1933 – 1941 / 27. Januar bis 26. April 1992 / in: MuseumsJournal, Berlin 1992, S. 66 f.
2 Den Abgrund sehen und dennoch spielen / Ein Kapitel deutsch-jüdischer Kulturgeschichte, in: Jüdische Lebenswelten. Jüdisches Denken und Glauben, Leben und Arbeiten in den Kulturen der Welt. Berlin, 12. Januar – 26. April 1992 / Programm. Journal, S. 46. f.

Der deutsche Angriffskrieg auf die Sowjetunion und die Diversifizierungsprozesse in der Erinnerungspolitik

Jakob Stürmann

Vor 80 Jahren, am 22. Juni 1941, begann der gnadenlose Angriffskrieg der Deutschen auf die Sowjetunion, der ungefähr 27 Millionen Sowjetbürger*innen das Leben kostete – ein ungeheures Menschheitsverbrechen, das bis heute in allen hiervon betroffenen Nachfolgestaaten nachwirkt. Die Form der Erinnerung hat sich im Lauf der Zeit verändert und ist diverser geworden: Erinnert wird nicht mehr fast ausschließlich an ein sowjetisches Heldentum, sondern auch an Opfergruppen aus der Zivilbevölkerung. Nationen, dessen Vorfahren vor 80 Jahren in der Sowjetunion beheimatet waren und gemeinsam gegen den Nationalsozialismus kämpften, leben heute in unterschiedlichen Nationalstaaten, einige davon befinden sich gar in militärischen Auseinandersetzungen zueinander. Auch diese politischen Entwicklungen beeinflussen die erinnerungspolitische Ausrichtung der Nationalstaaten.

Diese Diversifizierung der Erinnerung stellt die deutsche erinnerungspolitische Verantwortung vor eine Herausforderung. Die Verantwortung für die Gräueltaten des Angriffskrieges und seiner Folgen gilt heute einer Vielzahl von Ländern: besonders der Russländischen Föderation, Israel, Polen, der Ukraine, Belarus, Litauen, Lettland und Estland. Es ist herausfordernd, dieser diversifizierten nationalen Erinnerungslandschaft zu begegnen, da sie unterschiedlich nuanciert und in Teilen auch widersprüchlich ist. Vor diesem Hintergrund bedarf die erinnerungspolitische Verantwortung dreier Grundsätze: historische Faktenkenntnis, Multiperspektivität und Akzeptanz von Differenzen. Wichtig zu verstehen ist, dass zentrale erinnerungspolitische Widersprüche in Osteuropa größtenteils in den historischen Gegebenheiten des 20. Jahrhunderts begründet sind. Im westlichen Europa werden diese aber oftmals in ihrer Komplexität nicht wahrgenommen, weswegen sie im Folgenden skizziert werden.

Die Sowjetunion als Befreier und Besatzer

In der Sowjetunion, der heutigen Russländischen Föderation und Belarus existiert(e) eine sprachliche Unterscheidung zwischen dem Zweiten Weltkrieg und dem Großen Vaterländischen Krieg. Erster begann am 1. September 1939 mit dem Überfall Deutschlands auf Polen, zweiter am 22. Juni 1941 mit dem

deutschen Angriffskrieg auf die Sowjetunion. Der im russischsprachigen Raum weit verbreitete Begriff des Großen Vaterländischen Krieges hat – so heroisch er heutzutage klingen mag – eine Berechtigung. Er verweist auf die Millionen Todesopfer der Sowjetunion, darauf, dass die deutschen Besatzer der sowjetischen Zivilbevölkerung unvorstellbares Leid zufügten und dass das Ziel des Angriffs von Beginn an in der Zerstörung des Staates lag.

Diese Begriffsunterscheidung führt in den genannten Ländern zu einer Fokussierung auf die Zeit ab Juni 1941 und verschleiert den Blick auf die Situation zwischen 1939 und 1941. Im August 1939 schlossen Deutschland und die Sowjetunion den sogenannten Hitler-Stalin-Pakt: ein Nichtangriffspakt der militärischen Großmächte, in dem diese in einem geheimen Zusatzprotokoll das Territorium zwischen ihren Ländern untereinander aufteilten. So erlebte die Zweite Polnische Republik zuerst einen deutschen Angriffskrieg aus dem Westen, wenige Wochen später folgte aus dem Osten die Besetzung des übrigen Staatsgebietes durch die Sowjetunion. Dieser Teil Polens wurde anschließend gewaltsam in die Sowjetunion eingegliedert, was eine vollständige wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Umwälzung zur Folge hatte. Sie ging einher mit staatlichem Terror sowie der Verhaftung und Vernichtung großer Teile der polnischen Elite aus Militär, Politik und Gesellschaft.

Mitnichten ist die sowjetische Okkupation Polens vergleichbar mit der barbarischen Vernichtungspolitik, die von der deutschen Wehrmacht, der SS und den Besatzungsbehörden im östlichen Teil Polens ausging. Sie zeigt jedoch die Schwierigkeit, vor dem Polen erinnerungspolitisch steht. Im Verlaufe des Krieges befreite die Sowjetunion das östliche Europa vom nationalsozialistischen Deutschland und seiner mörderischen Rassenideologie. Zugleich drückten die Befreier den Befreiten ihre Staatsdoktrin auf, sie verfolgten die nationalen Eliten. Der Befreier war zugleich Besatzer und das gleich zwei Mal: vor und nach dem Großen Vaterländischen Krieg.

Deutsche Kriegsverbrechen in einem multiethnischen Staat

Die Sowjetunion war ein multiethnischer Staat. Anders als in Westeuropa hatten sich im östlichen Europa zwar ebenfalls Nationalbewegungen gebildet, vielen von ihnen gelang aber nicht die Gründung von souveränen Nationalstaaten. Stattdessen wurden sie in die Staatsstruktur der Sowjetunion eingegliedert. Die sowjetische Staatsdoktrin sah vor, dass unterschiedliche Nationen wie Ukrainer, Georgier, Russen, Juden und die Völker des Kaukasus friedlich zusammenleben und gemeinsam eine neue Gesellschaft aufbauen sollten. Dabei bestand eine Unterscheidung zwischen der jeweiligen staatlichen und der nationalen Zugehörigkeit eines jeden Bürgers. Unter der Herrschaft Stalins wurden die Rechte der nationalen Minderheiten zwar stark beschnitten und durch staatlichen Terror ad absurdum geführt. Das Selbstverständnis einer multiethnischen Staatengemeinschaft überlebte dennoch und bestand auch in der Zeit während und nach dem Zweiten Weltkrieg fort.

Die verheerende nationalsozialistische Rassenlehre nahm diese innerstaatlichen Differenzen nur bedingt wahr. Nach ihr wurde die jüdische Bevölkerung als eine nicht lebenswerte »Rasse« betrachtet. Eine Differenzierung zwischen der slawischen Bevölkerung fand kaum statt. Nur kurzzeitig wurde versucht, innersowjetische Nationalbewegungen wie die ukrainische gegen die Sowjetmacht und die jüdische Bevölkerung auszuspielen. Mit Beginn des Krieges, als die deutsche Armee in wenigen Monaten bis kurz vor die bedeutenden Städte Leningrad, Moskau und Stalingrad vorrückte, begann hinter der Frontlinie das unmenschliche Leid: Die jüdische Bevölkerung wurde zu einem großen Teil sofort erschossen, was in der historischen Forschung als »Holocaust by bullets« bezeichnet wird. Beispielhaft für diese Verbrechen stehen Orte wie die Schlucht von Babyn Jar bei Kiew und das Vernichtungslager Maly Trostenez bei Minsk, in denen jeweils mehrere zehntausend Jüdinnen und Juden in kürzester Zeit ermordet und verscharrt wurden. Die überlebende jüdische Bevölkerung wurde gettoisiert und in Konzentrationslager verschleppt. Auch dort wurde die Mehrzahl der Menschen entweder sofort oder im Zuge von Zwangsarbeit ermordet.

Deutsche Besatzer unterjochten die slawische Bevölkerung bei Unterernährung und zwangen sie zur Arbeit. Millionen Männer und Frauen wurden aus der Sowjetunion nach Deutschland verschleppt, wo sie in der Landwirtschaft oder in Betrieben Zwangsarbeit verrichten mussten. Dies waren Einsatzorte, an denen Arbeitskräfte dringend gebraucht wurden, da Millionen deutsche Männer als Soldaten an der Front kämpften. Der »Generalplan Ost« sah vor, dass nach einem Sieg deutsche Siedlungen und landwirtschaftliche Betriebe in Osteuropa entstehen und die bisherige Bevölkerung vertrieben und ermordet werden sollte. Im Verlauf ihres Rückzuges und einer drohenden Niederlage wendete die deutsche Wehrmacht in den letzten Monaten der Besatzung eine Politik der »verbrannten Erde« an. Wahllos brannten die deutschen Soldaten Dörfer nieder und ermordeten Menschen.

Für heutige erinnerungspolitische Differenzen zwischen osteuropäischen Staaten hat der Ort des Geschehens eine große Bedeutung. Schaut man sich den Kriegsverlauf auf einer heutigen politischen Landkarte Europas an, fällt auf, dass Deutschland und ihre Verbündeten die Territorien von Moldawien, den baltischen Staaten, Belarus und der Ukraine besetzten. Ebenso regierten

sie über den Westteil der heutigen Russländischen Föderation und einen nördlichen Zipfel Georgiens. Unbestritten ist zwar, dass die Russländische Föderation als Nachfolgestaat der Sowjetunion auch Nachfolgestaat des von den Nationalsozialisten angegriffenen Landes ist. Der Großteil des nationalsozialistischen Terrors spielte sich jedoch auf Territorien ab, die heute zu anderen Nationalstaaten gehören.

Erinnerungspolitische Differenzen in Osteuropa

Die gesamte durch die Nationalsozialisten unterjochte sowjetische Zivilbevölkerung litt unter der Besatzung, wiewohl es Unterschiede im Umgang mit der multiethnischen Bevölkerung gab. Nach dem Weltkrieg wurden diese Unterschiede von der Sowjetunion negiert und ein nationales Gedenken weitestgehend unterbunden. An Orten wie Babyn Jar durfte nicht explizit an die mehreren zehntausend ermordeten Juden gedacht werden, sondern ausschließlich an dort ermordete »friedliche sowjetische Bürger«. Das Schicksal der nach Deutschland verschleppten Zwangsarbeiter*innen wurde in Gänze verschwiegen. Sie galten der sowjetischen Führung als Verräter*innen, die für den Feind gearbeitet hatten.

Die verschiedenen nationalen Wahrnehmungen auf den Zweiten Weltkrieg traten besonders nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und des Warschauer Paktes zum Vorschein. Staaten wie die Ukraine, Polen und Belarus entwickel(te)n jeweils eine eigene erinnerungspolitische Ausrichtung. Beispielsweise bekam die Erinnerung an die Verschleppung zur Zwangsarbeit eine besondere Bedeutung in der Ukraine, da diese mehrheitlich aus dem ukrainischen Territorium entstammten. Belarus gedenkt besonders dem Kampf der Partisan*innen und den zahlreichen in ihrem Staatsgebiet durch die Nationalsozialisten niedergebrannten Dörfer. Die Bevölkerung des kleinen Landes zwischen Polen und der Russländischen Föderation wurde von der deutschen Besatzung besonders hart getroffen: Geschätzt wird, dass mindestens jeder vierte Mensch während des Krieges ermordet wurde. Die jüdische Opferperspektive ist heute nur noch schwach in den osteuropäischen Staaten selbst zu vernehmen, obwohl sie ein notwendiger Teil der Erinnerung bleibt, da die meisten im Holocaust ermordeten Jüdinnen und Juden aus Ostmittel- und Osteuropa kamen; allein drei Millionen von ihnen waren polnische, mehr als eine Millionen sowjetische Staatsbürger*innen. Oftmals tragen der Staat Israel oder internationale jüdische Verbände die jüdische Opferperspektive in die Debatte hinein.

Ein sichtbarer Riss, der die osteuropäische Erinnerungslandschaft prägt, lässt sich beispielhaft am Gedenken ans Ende des Krieges aufzeigen. Die Nationen, die an ein an der Sowjetunion angelehntes heroisches Gedenken anknüpfen, feiern den 9. Mai als »Tag des Sieges« der Sowjetunion. Dagegen orientieren sich die Länder, in denen ebenfalls an die staatlichen Gräueltaten der Sowjetunion gedacht wird, mehr an westeuropäischen Erinnerungsdiskursen. Hierbei wird stärker den Opfern des Krieges gedacht und der Gedenktag zum Kriegsende ist der 8. Mai. Da die Sowjetunion ihre politische Hemisphäre über die Länder des Warschauer Paktes ausbreitete, wird dieser Tag in osteuropäischen Ländern aber oftmals nicht wie in Deutschland als Tag der Befreiung wahrgenommen. Historisch betrachtet stimmen beide Gedenktage: Die deutsche Kapitulation erfolgte am späten Abend des 8. Mai in Berlin, aufgrund der Zeitverschiebung war bereits der neue Tag in Moskau angebrochen.

Historische Verantwortung der deutschen Gesellschaft

Die Gräuel, die im Namen Deutschlands in Osteuropa verübt wurden, wirken auch in Deutschland nach. Millionen Soldaten der deutschen Wehrmacht waren an der Ostfront an den Gräueltaten beteiligt und Firmen wie Ministerien in die Verbrechen verstrickt. Es dauerte lange, bis sich die deutsche Gesellschaft hiermit auseinandersetzte. Der Jurist Lothar Kreyssig war einer der ersten, der in Deutschland dazu aufrief, für die nationalsozialistischen Verbrechen Sühne zu leisten. 1958 verlas er auf einer evangelischen Synode in Berlin den Gründungsaufruf der Aktion Sühnezeichen mit folgender Bitte:

»Wir Deutschen haben den Zweiten Weltkrieg begonnen und schon damit mehr als andere unmessbares Leiden der Menschheit verschuldet [...]. Lasst uns mit Polen, Russland und Israel beginnen, denen wir wohl am meisten wehgetan haben. [...] Wir bitten die Regierungen Polens, der UdSSR und Israels, den Dienst – wie viele sich immer dazu bereit finden möchten – nicht als eine irgendwie beträchtliche Hilfe oder Wiedergutmachung, aber als Bitte um Vergebung und Frieden anzunehmen und zu helfen, dass der Dienst zustande kommt.«

Seit mehr als 60 Jahren besteht der Grundgedanke der Freiwilligendienste der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) darin, die Verbrechen des Nationalsozialismus wachzuhalten und die nachfolgenden Generationen im Handeln darüber zu informieren. Heute stehen Wissen, Verständigung und Begegnung im Zentrum der Freiwilligendienste. Junge Menschen gehen für ein Jahr in ein Land, das im Zweiten Weltkrieg gegen Deutschland kämpfte. Sie arbeiten dort in sozialen Projekten, in Gedenkstätten oder helfen Überlebenden des Zweiten Weltkrieges im Alltag. Durch persönliche Begegnungen werden die Freiwilligen mit Geschichte als auch gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen des Landes konfrontiert. Sie beginnen, andere

nationale Erinnerungsdiskurse zu verstehen und müssen sich zu diesen verhalten. Einige fangen an, über ihre eigene Familiengeschichte zu recherchieren. Viele Freiwillige lernen im Ausland Menschen kennen, mit denen sie noch Jahrzehnte später eng verbunden sind.

Kreyssigs Wunsch, Freiwillige in die Sowjetunion zu schicken, konnte aufgrund des Kalten Krieges lange nicht in der erbetenen Form umgesetzt werden. Erst in den vergangenen drei Jahrzehnten war es möglich, Freiwillige für längere Zeit in die Russländische Föderation, nach Belarus und in die Ukraine zu schicken. Umgekehrt kommen nun ebenfalls junge Menschen aus diesen Ländern für einen Freiwilligendienst nach Deutschland. Der Krieg der Deutschen gegen die Sowjetunion begann vor 80 Jahren, doch die Freiwilligen merken vor Ort sehr schnell, dass dieser bis heute spürbare Auswirkungen hat: sowohl auf individuelle Lebensgeschichten, auf gesamtgesellschaftliche Entwicklungen, was besonders in Form von Erinnerungsorten und Gedenktagen sichtbar wird, als auch auf die Ebene der internationalen Diplomatie. Dies während eines Freiwilligendienstes in Form von Begegnungen zu erleben, hilft uns zu verstehen, dass die deutsche Gesellschaft noch immer eine historische Verantwortung gegenüber Osteuropa trägt. In den verschiedenen Ländern ist diese aber unterschiedlich nuanciert und steht in Teilen auch im Widerspruch zueinander.

Zum 80. Jahrestag des Überfalls Deutschlands auf Griechenland

Iason Chandrinos

Dem Unternehmen Marita – der Invasion Nazi-Deutschlands in Griechenland und Jugoslawien am 6. April 1941 – ging ein anderer Überfall voraus. Am 28. Oktober 1940 griff die italienische Armee von Albanien aus Griechenland an. Zum Erstaunen der ganzen Welt wurden die Italiener bei ihrem Vormarsch nicht nur aufgehalten, sondern weit nach Albanien zurückgedrängt. Die griechische Unterlegenheit an Waffen und Anzahl der Soldaten macht ihren Widerstand retrospektiv noch eindrucksvoller und sorgt immer noch für eine nationale Selbstbewunderung, die sich in der Tatsache am deutlichsten manifestiert, dass der Tag des italienischen Überfalls am 28. Oktober der zweitgrößte griechische Nationalfeiertag ist. Der Angriff diente den imperialistischen Planungen des italienischen Diktators Benito Mussolinis und wurde von Adolf Hitler weder militärisch noch politisch unterstützt, was zu einem ersten Bruch zwischen den beiden Achsenpartnern führen sollte.

Der Eroberung Griechenlands lagen für die deutsche Seite keine konkreten strategischen Zielsetzungen zugrunde. Hitler selbst benannte als Ziel des Balkanfeldzugs bloß die »Vertreibung der Engländer« vom Kontinent. Auch der aktive Teil des deutschen Eingreifens, nämlich die Sicherstellung wehrwichtiger Positionen, zum Beispiel auf Kreta, wurde erst nach dem Ende der Kampfhandlungen zur Rechtfertigung beziehungsweise Begründung einer mutmaßlichen Strategie in Anspruch genommen. Griechenland war seit 1936 einem rechtsextremistischen diktatorischen Regime unterworfen. Der »kalte Staatsstreich« vom 4. August 1936 hatte General Ioannis Metaxas an die Macht gebracht, der anstrebte, eine faschistische oder faschistoide Diktatur nach dem Muster Deutschlands und Italiens zu errichten, ohne jedoch die traditionellerweise auf Großbritannien ausgerichtete Außenpolitik seines Landes infrage zu stellen. Obwohl die Griechen ihre Neutralität verkündeten, um zu vermeiden, Deutschland zu provozieren, waren die geopolitischen Verbindlichkeiten für alle eindeutig. Ein Referent des deutschen Auswärtigen Amtes kommentierte 1938 diesbezüglich, dass »Griechenland sich im Fall eines europäischen Konflikts nicht lange würde neutral halten können. Die großen Seemächte im Mittelmeer würden alsbald einen Druck auf das kleine Land zur Aufgabe der Neutralität oder wenigstens zur Hergabe von einzelnen Plätzen ausüben, dem Griechenland sich nicht so lange wie damals würde widersetzen können«. Der letzte Satz bezog sich auf die noch frischen

Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg, als das Land wegen unterschiedlicher Meinungen über die Ausrichtung der Außenpolitik (als *Ethnikos Dichasmos* bekannt) tief gespalten war.

Im März 1941 trat Bulgarien dem Dreimächtepakt bei und nahezu gleichzeitig rückten deutsche Truppen in Bulgarien ein, um sich für den Überfall auf Griechenland vorzubereiten. Am 6. April begann die deutsche Offensive. Trotz eines zum Teil hartnäckigen Widerstands im Raum Ostmazedonien, an der befestigten »Metaxas-Linie«, wurde die griechische Verteidigungslinie durchbrochen und somit der Weg auf Thessaloniki und weiter auf Athen eingeschlagen. Athen – mittlerweile zur »offenen Stadt« erklärt – wurde am 27. April erobert. Mittlerweile hatten die erschöpften griechischen Soldaten an der Epirusfront vor den deutschen Einheiten kapituliert. Am 20. April wurde ein Waffenstillstandsabkommen zwischen dem Kommandeur des III. Armeekorps, Generalleutnant Georgios Tsolakoglou, und dem Kommandeur der Leibstandarte SS Adolf Hitler, Josef »Sepp« Dietrich, unterzeichnet. Dietrich war einer der engsten Freunde Hitlers und Kommandeur der SS, als diese noch eine paramilitärische Randgruppe in der Weimarer Republik war und als persönliche Leibstandarte des »Führers« diente.

Die Bedingungen des Waffenstillstands waren großzügig. Zur Empörung der ebenso von ihren Achsenpartnern verachteten Italiener mussten laut der Abmachung alle griechischen Soldaten und Offiziere nach ihrer Entwaffnung ausnahmslos freigelassen werden, was in keinem anderen besiegten Land der Fall war. Die Entscheidung wurde durch einen »Führerbefehl« bestätigt. In seiner Siegesrede vor dem Reichstag am 4. Mai 1941 erklärte der »Führer« unter anderem: »Das griechische Volk hat so tapfer gekämpft, daß ihm auch die Achtung seiner Feinde nicht versagt werden kann«, und er ergänzte, dass er, als Deutscher, »eine tiefste Verehrung für die Kultur und Kunst eines Landes besaß, von dem einst das erste Licht menschlicher Schönheit und Würde ausging«. Diese persönliche Stellungnahme, die eine gewisse »Rassenverwandschaft« zwischen Deutschen und Griechen andeutete, ergänzte er mehrfach, indem er versicherte, die Wehrmacht sei nicht als Feind nach Griechenland gekommen.

Diese Parolen erwiesen sich sehr bald als leere Floskeln. Der deutsch-griechische Historiker Hagen Fleischer hat die Bilanz der Jahre 1941 bis 1944 für Griechenland in der Feststellung zusammengefasst, dass die deutsche Okkupation in Griechenland mehr Opfer als in allen anderen nicht-slawischen Ländern Europas gefordert habe. Eine wesentliche Opferkategorie stellen die Hungertoten dar, die während des ersten Besatzungswinters (1941-42) schätzungsweise auf zwischen 40.000 und 100.000 beziffert werden. Knapp 60.000 griechische Juden wurden ab März 1943 deportiert und wurden in deutschen Vernichtungslagern ermordet. Von annähernd 800 Dörfern und Kleinstädten blieben zufolge einer rigorosen »Sühnepolitik« im Rahmen der Widerstandsbekämpfung fast nur Ruinen zurück. Mindestens 30.000 Zivilisten wurden dabei hingerichtet oder ermordet. Das Land erlebte eine beinahe vollständige Vernichtung seiner Infrastruktur infolge einer systematischen beziehungsweise formell vorangetriebenen Ausplünderung natürlicher Ressourcen und des Staatsvermögens, während beim Abzug der Wehrmacht schließlich noch die letzten verbliebenen Reste systematisch zerstört wurden. Die meisten Eisenbahnbrücken wurden gesprengt, weit über 80 Prozent des rollenden Materials wurden ruiniert oder mitgenommen, 73 Prozent der Handelstonnage wurden versenkt, fast 200.000 Häuser wurden total oder zum Teil zerstört.

Schwerwiegend waren die Folgen im politischen Feld. Gerade wegen ihrer Grausamkeit stellte die Okkupation einen politischen und sozialen Umbruch dar. Dieser Umbruch kulminierte in einem blutigen Bürgerkrieg (1946 – 1949), im Zuge dessen die linken EAM-ELAS-Widerstandskämpfer dem bürgerlichen Lager – mit Dominanz der extremen Flügel – gegenüberstanden. Die endgültige Niederlage der Linken revidierte auch die offizielle Erinnerung der Besatzungszeit, indem die Kommunisten nicht mehr als Protagonisten des Widerstands anerkannt wurden, sondern zu Verrätern der Nation erklärt wurden. Diese Umkehrung belastete das politische Leben bis zur Wiederherstellung der Demokratie 1974. Die Erblast der Besatzungszeit bestimmte die deutsch-griechischen Beziehungen über mehrere Jahrzehnte und beeinträchtigt diese weiterhin. Nicht zuletzt aufgrund dieser Verdrängung bleibt die Besatzung im kollektiven Gedächtnis der Griechen immer noch tief eingebrannt und wird bis heute als Wendepunkt der Geschichte betrachtet. Obendrein werden die Erinnerungen an die Jahre 1941 bis 1944 zur Legitimierung politischer Thesen instrumentalisiert, wobei einige so weit gehen zu behaupten, dass alle strukturellen beziehungsweise innenpolitischen Defizite des heutigen Griechenlands direkt auf die Erfahrungen und Folgen der Kriegsjahrzehnte zurückzuführen seien.

Zum Umgang mit Rechtspopulismus im kirchlichen Raum

Jutta Weduwen und Henning Flad

Der Aufstieg rechtspopulistischer und neurechter Akteur*innen in Deutschland ist mittlerweile unübersehbar geworden – durch die Präsenz der AfD in Landtagen und auch im Bundestag, durch einen Bedeutungsgewinn rechter Medien, durch zahlreiche gut besuchte Demonstrationen auch im Westen der Republik sowie durch zunehmende antisemitische, rassistische und menschenverachtende Stimmungsmache in den sozialen Medien. Den rechtsterroristischen Morden in Halle und Hanau liegen antisemitische, rassistische und auch antifeministische Ideologien zugrunde, die auch in den Morden des NSU und anderen rechtsterroristischen Gewalttaten sichtbar waren. Die Täter handelten in einem Netzwerk oder wurden durch Gleichgesinnte in den sozialen Medien radikalisiert und bekräftigt.

Im Laufe des Jahres 2020 wurde der Aufstieg einer neuen rechten Bewegung auch sichtbar durch teilweise viel besuchte Demonstrationen gegen die staatlichen Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie, bei denen Rechtsextreme deutlich Präsenz zeigen konnten, ohne dass dies auf größeren Widerspruch der sonstigen Teilnehmenden gestoßen wäre.

Auch in den Kirchgemeinden gibt es viele zum Teil sehr kontroverse Diskussionen. Aus vielen Berichten engagierter kirchlicher Initiativen und auch aus Erfahrungen der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus (BAG K+R) in Pfarrkonventen, Fortbildungen für Mitarbeitende kirchlicher Einrichtungen und ähnlichen Veranstaltungen ist deutlich, dass rechtspopulistische Deutungsmuster auch im kirchlichen Raum insbesondere seit dem Jahr 2015 sowohl zunehmen als auch offener geäußert werden.

Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit unter Kirchenangehörigen

Es besteht kein Anlass zu glauben, dass Antisemitismus, Rassismus und andere Ideologien der Ungleichwertigkeit nur ein Problem der »anderen« seien und vor den Kirchentüren Halt machen. Mehrere Studien geben Hinweise darauf, dass die Angehörigen der Kirchen im Durchschnitt zwar etwas weniger für Rechtspopulismus anfällig sind als der Durchschnitt der Bevölkerung, aber besonders Antisemitismus, Homophobie und Anti-Gender-Bewegungen finden sich in unterschiedlicher Ausprägung auch in christlichen Gemeinschaften Die christlichen Kirchen stehen in einer besonderen Verantwortung, sich für Demokratie und gegen Rechtsextremismus und andere Formen Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit einzusetzen. Die kritische Beschäftigung mit Rechtsextremismus und das Eintreten für Demokratie, Vielfalt und Solidarität sind zentrale Anliegen der Kirchen.

Im kirchlichen Raum gibt es deshalb eine Vielzahl von aktiven Initiativen, die sich kritisch mit Rechtspopulismus und Rechtsextremismus auseinandersetzen. Viele von ihnen haben sich in der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus zusammengeschlossen, die 2010 gegründet wurde und sich in Trägerschaft von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. befindet.

Aktivitäten der BAG K+R

Die BAG K+R befindet sich in Trägerschaft von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und ist ein ökumenisches Netzwerk von knapp 50 Organisationen, Basisinitiativen und Projektstellen aus dem kirchlichen Raum und der Zivilgesellschaft. Die BAG K+R berät kirchliche Akteur*innen zum Umgang mit Rechtspopulismus und Rechtsextremismus, und sie fördert die gesellschaftliche Diskussion mit Fachtagungen, Seminaren und Fortbildungen.

Die BAG K+R veröffentlicht vielfältige Handreichungen und Publikationen zum Umgang mit Rechtspopulismus und Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit im kirchlichen Raum, unter anderem

- Handreichungen zu Erscheinungsformen Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit (Antisemitismus, Rassismus, Feindlichkeit gegenüber Homosexuellen, Antimuslimischer Rassismus, Rassismus gegenüber Sinti und Roma, Etabliertenvorrechte, Abwertung von Obdachlosen, Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen)
- Umgang mit Rechtspopulismus im kirchlichen Raum
- Vor Gott sind alle Menschen gleich. Beiträge zu einer rassismuskritischen Religionspädagogik und Theologie
- Identität.Macht.Verletzung. Rassismuskritische theologische Perspektiven
- »Ich will die Wahrheit«. Über rassistische Routinen und den NSU-Terror.

Weitere Informationen: https://bagkr.de/publikationen/

Corona, Verschwörungstheorien und Antisemitismus

Henning Flad

Wie positioniert sich die extreme Rechte in der Corona-Pandemie? In den ersten Monaten des Jahres 2020, zu Beginn der Corona-Krise, brauchte die extreme Rechte längere Zeit, um zu einer eigenen Haltung zu finden. Es gab dabei anfänglich zwei dominante Positionen. Einerseits Verschwörungserzählungen, abwegige Behauptungen über die angeblich »wahren« Gründe für das Regierungshandeln in der Corona-Krise, über die vermeintlichen Machenschaften von Bill Gates.

Eine zweite entgegengesetzte Position fand weniger den Weg in die Öffentlichkeit, war aber in extrem rechten Texten im Frühling 2020 stark präsent: der Versuch, die Corona-Pandemie für das Schüren von Rassismus zu instrumentalisieren und Migrationsbewegungen als Ursache der Krise darzustellen. So schrieb etwa die der »Identitären Bewegung« nahestehende Initiative »Ein Prozent« Ende Februar 2020 auf ihrer Website: »In der Art und Weise, wie das Virus nun um sich greift, ist es nicht abwegig, dass die immer noch aktiven Flüchtlingsrouten demnächst auch als Virustransporteur fungieren.«

Angehörige von Minderheiten als angebliche Überträger*innen oder als Verursacher*innen von Krankheiten – das ist ein Klassiker aus der ideengeschichtlichen Giftküche. Das wahrscheinlich wichtigste historische Beispiel dafür sind die Pogrome Mitte des 14. Jahrhunderts. Im Zuge der großen Pestepidemie zwischen 1346 und 1353 diente der Vorwurf der Brunnenvergiftung als Vorwand von Judenverfolgungen. Hieran knüpfte bewusst oder unbewusst auch die extreme Rechte in der Corona-Krise an. Die Gefahr kommt in einer solchen Ideologie immer von vermeintlich außen – sie entsteht nicht in der »eigenen« Gemeinschaft. Deswegen gab es in rechtsextremen Medien auch fast keine Berichterstattung etwa über Après-Ski-Partys in Ischgl oder Karnevalsfeiern in Heinsberg.

Stattdessen schrieb die neurechte Theoriezeitschrift »sezession«: »Bei der lauffeuerartigen Verbreitung des Corona-Virus rund um den Globus handelt es sich unstreitig um eine direkte Folge globaler Reise- und Migrationsbewegungen.« Eine besonders deutliche Form dieser Hetze fand sich in einer Presseerklärung des Wiener FPÖ-Chefs vom 4. Mai: »Spätestens jetzt ist klar, dass die steigenden Coronavirus-Zahlen in Wien nur auf die Asylwerber zurückzuführen sind. Man muss daher zum jetzigen Zeitpunkt in der Bundeshauptstadt fast schon von einem Asylantenvirus sprechen.« Auch der AfD-Bundestagsabgeordnete Gottfried Curio sprach im März von »Corona-Migranten«.

Zielkonflikt: Wie gefährlich ist das Virus wirklich?

Ab April 2020 gab es für die rechte Szene allerdings ein strategisches Problem: An verschwörungsideologischen Demonstrationen zur Corona-Krise nahmen immer mehr Menschen teil, und Coronaleugner*innen wie Ken Jebsen oder Attila Hildmann fanden in den sozialen Medien sehr viel Aufmerksamkeit. Gleichzeitig sanken die Umfragewerte für die AfD seit Beginn der Corona-Krise deutlich. Auch andere rechtsextreme Organisationen schafften es nicht, öffentlich wahrnehmbar zu bleiben.

Krisenzeiten stärken üblicherweise die Regierung – und das ist auch in der Corona-Pandemie der Fall. Der Versuch von rechts, die Krise für eine breitere Akzeptanz von Rassismus zu nutzen, überzeugte außerhalb des eigenen Milieus kaum. Es stellt sich für die extreme Rechte also die Frage, ob trotzdem weiter gegen Geflüchtete gehetzt werden sollte oder ob es sinnvoller sei, auf einen fahrenden Zug aufspringen, der erfolgsversprechender wirkte? Man entschied sich für die zweite Option. Ab diesem Zeitpunkt ließ die Hetze gegen Geflüchtete in den einschlägigen Medien spürbar nach, da der innere Widerspruch zu deutlich war: Das Raunen über die angeblichen Machenschaften internationaler Eliten, welche angeblich die Corona-Krise zur Errichtung eines Weltstaates nutzten, ist nur konsistent unter der Annahme, dass das Virus tatsächlich ungefährlich ist.

Versuchte Landnahme bei Corona-Protesten

Im Jahr 2020 entstanden Initiativen wie »Querdenken 711« und »Widerstand 2020«. Sie organisierten Proteste gegen die staatlichen Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie. Ihre Protagonist*innen entstammen nicht der rechtsextremen Szene. Es zeigte sich jedoch schnell, dass sie nicht nur kein Interesse daran hatten, sich von Rechtsextremen zu distanzieren, sondern diesen auch Redebeiträge bei Kundgebungen ermöglichten. Die extreme Rechte ist bei den Veranstaltungen spürbar präsent – aber sie steuert sie nicht. Dennoch: Alle wichtigen rechtsextremen Organisationen – ob AfD, III. Weg, NPD oder »Die Rechte« riefen ab dem Sommer regelmäßig zur Teilnahme an den entsprechenden Veranstaltungen auf. Es gab schließlich genügend inhaltliche Anknüpfungspunkte – insbesondere den, dass die Veranstaltungen durch das Verbreiten von Verschwörungsideologien das Misstrauen gegenüber dem demokratischen Staat schürten. Auch begrüßte man die aufgeregte Stimmung und die eskalierende Rhetorik – in Demonstrationsaufrufen war von einem

»Sturm auf Berlin« die Rede und von einem jetzt durchzuführenden »Sturz« der Regierung. Man sah die Chance dazu, Menschen nach rechts zu radikalisieren.

Deutlich wurde dies etwa bei einem gemeinsamen Auftritt der AfD-Politiker Alexander Gauland und Björn Höcke bei Protesten gegen die Corona-Maßnahmen Ende Oktober 2020 in Cottbus. Gauland sprach dabei von einer »Corona-Diktatur«, in der Grundrechte außer Kraft gesetzt würden. Einen ähnlichen Ton schlug Mitte November auch die Neonazi-Partei »Die Rechte« an, deren Bundesvorstand in einer Erklärung die angebliche Existenz einer »Seuchendiktatur« behauptete.

Beim Blick in einschlägige Medien zeigte sich aber auch: Die extreme Rechte ist im Thema »Gesundheitspolitik« nicht zu Hause. Medizinische und epidemiologische Fragen wecken kaum Leidenschaft unter rechtsextremen Aktivist*innen. Die Corona-Krise steht nicht im Mittelpunkt der Propaganda rechter Medien, obwohl sie das Leben der Menschen ungleich stärker prägt als der Zuzug von Migrant*innen. Inhaltlich werden die üblichen Standardpositionen der Querdenken-Veranstaltungen vertreten – aber kaum eigene inhaltliche Akzente gesetzt. Auffallend ist hingegen, dass gerade offen neonazistische Organisationen wie NPD, »Die Rechte« und der »III. Weg« nach außen Zurückhaltung zeigen bei allzu abwegigen Verschwörungsideologien oder offenem Antisemitismus. Das Anknüpfen an die Corona-Proteste ist primär strategisch motiviert – es ist ein Thema, mit dem sich die Demokratie verächtlich machen lässt, aber keine Herzensangelegenheit. Auch die AfD schlingert seit Monaten.

Verschwörungsideologien als Nährboden für Gewalt

Dabei bieten die Corona-Leugner*innen deutliche Anknüpfungspunkte nach Rechtsaußen. Die in der Querdenken-Szene und in sozialen Medien verbreiteten Verschwörungsideologien sind alles andere als harmlos und deutlich antisemitisch konnotiert. Sie erzählen davon, dass die Corona-Krise für einen weltweiten Staatsstreich von monumentalem Ausmaß genutzt werde, dass geheime globale Eliten die Krise bewusst gestartet hätten, um eine neue Weltordnung zu schaffen, in der es keine Demokratie mehr geben solle. In besonders abwegigen Verschwörungserzählungen wird sogar behauptet, dass hinter der Krise die Rothschild-Familie stehe, in offener Anknüpfung an die klassische antisemitische Verschwörungsideologie schlechthin – die berüchtigten und frei erfundenen »Protokolle der Weisen von Zion«. Solch apokalyptische Rhetorik befördert das Gefühl, dass alles auf dem Spiel steht; und auch folglich jede »Gegenwehr« nicht nur erlaubt, sondern auch geboten sei. Und so kann es leider nicht überraschen, dass Ende Oktober in Berlin von Corona-Leugner*innen ein Sprengsatz gezündet wurde. Im Bekenner*innenschreiben wurde ein Ende der Corona-Maßnahmen gefordert und mit weiteren Anschlägen gedroht. Auch das Gebäude des Robert-Koch-Instituts wurde mit Brandsätzen attackiert.

Die extreme Rechte hat sich in der Corona-Krise bislang inhaltlich beweglich gezeigt – und es spricht einiges dafür, dass sie auch weiterhin beweglich bleiben wird. Das in der Szene viel gelesene Internetportal »Kopp-Report« zeigte im Oktober 2020 sogar, dass sich die beiden einander diametral entgegengesetzten Positionen zur Krise scheinbar mühelos verbinden lassen. Unter der Überschrift »Migrantenviertel werden zu Corona-Hotspots – Politik und Medien schweigen« lautete der erste Satz des Textes: »Die Politik baut ihren totalitären Corona-Staat immer weiter aus«. Irgendetwas, so hofft man offenbar, bleibt schon hängen.

ASF-Zeitschrift Zeichen – die jüngsten Ausgaben

75 Jahre Kriegsende

Am 8. Mai 2020 jährte sich das Kriegsende zum 75. Mal. Die Formen des Gedenkens sind vielfältig. Wir nähern uns dem Thema aus unterschiedlichen Perspektiven und auf verschiedenen Themenfeldern. Die Wunden der nationalsozialistischen Vergangenheit sind für viele präsent. Mit zeitlichem Abstand zum Kriegsende werden zunehmend Debatten über eine zeitgemäße Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus geführt.

Gender*

In dieser Ausgabe widmen wir uns einer Bandbreite aktueller und historischer Genderthemen. Sie betreffen unseren Einsatz für ein gleichberechtigtes Zusammenleben, in dem Menschen nicht aufgrund äußerlicher Merkmale festgelegt werden, sondern selbst entscheiden können, wen sie lieben möchten, wie sie sich selbst definieren und wie sie sich entfalten möchten. Für diejenigen, die durch Sprache ausgeschlossen werden, die Beleidigungen, Verfolgungen und Bedrohungen erleben, haben diese Themen jeden Tag existenzielle Bedeutung.

Rassismus

Black Lives Matter hat viel in Bewegung gebracht und uns dazu inspiriert, den Schwerpunkt für dieses Zeichen zu setzen. Wir richten den Blick auf das Phänomen des Anti-Schwarzen Rassismus, der auch die Geschichte Deutschlands prägt. Es wird die Frage beleuchtet, ob eine neue Rassismus-Debatte auch neue Erkenntnisse zur Überwindung der Diskriminierung bringt. Unsere Haltung in der Auseinandersetzung mit dem Thema Rassismus ist eine selbstreflexive, die immer auch eigene Verstrickungen in den Blick nimmt.

KAPITEL IV
Literaturempfehlungen

Ernst Raden und Werner Hinzelmann: Ernst Raden (l.) war deutscher Theaterregisseur; Jüdischer Kulturbund Berlin. Er starb am 17.12.1944 im KZ Dachau. Werner Hinzelmann, Leiter des Theaters der jüdischen Schulen, starb 1942.

Rezension

Wolfgang Brinkel

Christoph Heubner: Ich sehe Hunde, die an der Leine reißen.
Steidl Verlag Göttingen 2019, 104 Seiten, 14.80 Euro

Beim Lesen dieses kleinen Buches denke ich, der Schriftsteller Christoph Heubner – in den 1980er Jahren Leiter des Osteuropa-Referats der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und seit 20 Jahren Geschäftsführender Vizepräsident des Internationalen Auschwitz-Komitees – hätte diese Geschichten alle schon früher (auf-)schreiben können. Aber vielleicht brauchte das Niederschreiben solcher Geschichten – und gerade *solcher* Geschichten – seine Zeit.

Seitdem ich in den 1980er Jahren das erste Mal in der Gedenkstätte Auschwitz war, lässt mich alles, was mit dem Namen und mit der Geschichte dieses Ortes zusammenhängt, nicht mehr los. Und deswegen bin ich Christoph Heubner dankbar, dass er dieses ebenso eindrückliche wie einfühlsame Buch geschrieben hat. Auf seine besondere Weise. Und in seiner unverwechselbaren Art.

Erzählt werden in dem Buch drei Geschichten, die jede für sich steht, die aber alle miteinander verbunden sind, »weil sie sich auf den gleichen schrecklichen Ort beziehen und dieselbe Vorgeschichte haben«. – *Das leere Haus.* Eine junge Frau kehrt zurück, sie hat Unvorstellbares überlebt. In ihrem Herzen trägt sie das Haus ihrer Familie, ein leeres Haus. Einen langen Weg geht die Frau, der sie schließlich in eine neue Heimat führt. Weit weg von den Schatten der Vergangenheit. Nach Pittsburgh. – *Ein Stück Wald und eine Wiese.* Ein alter Mann und eine alte Frau stehen in einem Wäldchen. Es riecht seltsam, grauer Staub scheint sich auf alles herabzusenken. Die Liebsten wurden schon zu den Duschen geschickt, nackt. Die Kleidung sorgsam gefaltet. Sie aber stehen da und warten. – *Ich sehe Hunde, die an der Leine reißen.* Felka Platek, ein jüdisches Mädchen aus Warschau, will Malerin werden. Gegen alle Konventionen und gegen den Willen ihrer Eltern. Sie verlässt ihre Familie und geht nach Berlin. Dort trifft sie den Maler Felix Nussbaum. Der Beginn einer Liebesgeschichte. Doch diese Geschichte hat kein gutes Ende. Felka Platek und Felix Nussbaum werden in Auschwitz ermordet.

In seinem Nachwort beschreibt der Autor die Vorgeschichte dieses Buches, die sich über mehr als vier Jahrzehnte erstreckt und in verschiedenen Ländern spielt, überall dort, wo Auschwitz-Überlebende für sich eine neue Heimat gefunden haben. Nach zahlreichen Begegnungen und Gesprächen mit jüdischen Überlebenden, die Christoph Heubner an ihren Erinnerungen und Empfindungen, ihrer Verlorenheit, ihrer Empörung und ihrem Leben teilhaben ließen, sind diese Texte entstanden. »Und in ihnen stecken auch die Worte, mit denen die Überlebenden die Bilder ihrer ermordeten Familienangehörigen beschwören.« In einem der Gespräche fiel der Satz: »Wir Überlebenden sind der Bruchteil, die anderen sind der Ozean, die Asche.« Viele der Gespräche – so Christoph Heubner – mussten übersetzt werden. Nicht übersetzt werden mussten dabei die Worte: »Halt«, »Achtung«, »Appell«, »Schornstein«, »Rauch«, »Arbeit macht frei«.

Zur Vorgeschichte dieses Buches gehört auch dies: Die französisch-jüdische Auschwitz-Überlebende Simone Veil – unter anderem die erste Präsidentin des Europäischen Parlaments – sprach am 27. Januar 2004, dem Gedenktag für die Opfer des Holocaust und dem Tag der Befreiung von Auschwitz, vor dem Deutschen Bundestag. Am Rande ihres Aufenthaltes in Berlin hatte sie auch ein längeres Gespräch mit Christoph Heubner, bei dem es unter anderem um die Frage ging, wie mit den Erinnerungen der Überlebenden umzugehen ist, wenn von ihnen keiner mehr am Leben sein würde. Die Befürchtung Simone Veils war, dass irgendwann der Staub über den Toren der Archive liegen und die Oberhand gewinnen würde. Sie »drängte, ruhig und bestimmt: Ihr müsst unsere Geschichten weiter-schreiben, ihr müsst euch die Fakten und unsere Erinnerungen aneignen und künstlerische Wege finden, unseren Emotionen eure Emotionen hinzuzufügen.«

Dieses Buch, in dem die Erinnerungen der Überlebenden literarisch erfahrbar werden, ist sehr zu empfehlen und es wird ihm eine weite Verbreitung gewünscht – gerade in einer Zeit von Ausgrenzung, Rassismus, Rechtsextremismus und eines wachsenden Judenhasses.

Unter der Leselampe: Buchbesprechungen

Helmut Ruppel

»Lesen schärft die Fähigkeit, die Welt zu verstehen, in ihrer Vielfalt und Komplexität. Auf Französisch bestehen die Wörter ›lire‹ (lesen) und ›lier‹ (verbinden) aus denselben Buchstaben. Lesen führt einen zu sich selbst zurück. Lesen, um sich selbst zu lesen. *Lesen ist die freieste kulturelle Tätigkeit, die es gibt.*« Annie Ernaux

Man kann es leicht und mit schwingender Eleganz sagen und man kann es schwer mit gewichtiger Bedeutsamkeit sagen: »Wir sind von Haus aus eine geschwätzig plappernde Spezies – kommunikativ vergesellschaftete Subjekte, die ihr Leben nur in Netzwerken erhalten, die von Sprachgeräuschen vibrieren.« Jürgen Habermas

Nur zwei kleine Fundstücke aus dem an Medaillons reichen Band von

Katharina Raabe, Frank Wegner (Hrsg.): Warum lesen. Mindestens 24 Gründe
Suhrkamp Verlag, 347 Seiten, 22 Euro

Ein Geschenk, das sich der Verlag zum 70. Geburtstag selbst bereitet hat, doch über den Anlass hinaus auch zur rechten Zeit vorlegt, worauf das Nachwort anspielt: »Lesen ist eine Überlebenstechnik. In Krisenzeiten sind Menschen, die lesen, im Vorteil. Krisenzeiten können sich als Ernstfall für die veränderte Kraft des Lesens erweisen. Das Erzählen wie das Denken erfordern Zeit und Konzentration. Kraft, sich etwas vorzustellen und zu vergegenwärtigen. Wie jemand liest, sagt etwas darüber aus, wie sie oder er lebt, die lesende Person ist versucht zu sagen: Ich bin das, was ich gelesen habe… Wie aber kommt es dazu?« Darauf antworten Autorinnen – mit mehr als 24 Gründen! – und Autoren in großer Stimmenvielfalt. Annie Ernaux, Katja Petrowskaja, Eva Illouz, Esther Kinsky, Jürgen Habermas, Dzevad Karahasan, Maria Stepanova, Hartmut Rosa, Hans Joas, Alejandro Zambra und viele mehr aus Berlin, Wien, Jerusalem, Moskau, Charkiv und…

Lesen und Leben, ein Buchstabe – trennt er, verbindet er? Führt er zu einem Gespräch?

»Es wird erst vorbei sein, wenn wir reden«, gleich einem Wasserzeichen im Papier, einer wiederkehrenden Musik, eines ständig mitgehenden Tones, ist dieser Satz die Melodie eines großen Buches, in dem das Erzählen gegen den Tod mit einer hoch literarischen Friedensbotschaft geübt, entfaltet und, ja, selbst noch gelernt wird:

Colum McCann: Apeirogon
Roman, Aus dem Englischen von Volker Oldenburg, Rowohlt Verlag, 608 Seiten, 25 Euro

Was wird vorbei sein? Wer sind »wir«? Worüber reden? Und: Wo beginnen? Der Erzähler – ein liebevoller Erzähler – greift zur ältesten und modernsten Erzählweise: einem kunstvollen Gewebe aus Tausendundeiner Nacht, Bibel, Koran und Kafka – eine Rahmenhandlung mit Schachtelgeschichten und er nennt das alles: »Apeirogon«. Kein eingängiger, aber sehr angemessener Titel: *Apeirogon*, eine Figur mit einer zählbar unendlichen Menge Seiten, zusammengesetzt aus den griechischen Wörtern für »unendlich« und »Winkel«, bildlich zu erkennen als eine unendliche Menge von Rauten, die sich in leichtem Versatz ohne Ende wiederholen. Diese geometrische Erzählfigur vermag nun das unzugänglichste, verminteste und intrikateste Erzählgebiet gegenwärtiger Literatur herantastend zu beschreiben: den israelisch-palästinensischen Konflikt. Der »wird erst vorbei sein, wenn wir reden.« Zwei haben das unter Schmerzen begonnen:

Rami Elhanan, Jude, Israeli, Jerusalemer, Vater von Smadar, die mit 13 Jahren von einem palästinensischen Selbstmordattentäter ermordet wurde, und Bassim Aramin, Moslem, Palästineneser und Vater von Abir, die mit zehn Jahren von einem israelischen Grenzschützer erschossen wurde. Beide sind keine fiktiven Figuren, der Erzähler hat sie kennengelernt und die Erlaubnis erhalten, ihre Geschichten, ihre Welt, ihre Erfahrungen und ihre Friedensarbeit zu erzählen. Die Väter der toten Töchter werden nun »Brüder« in dieser Welt der Scharfschützen, fliegenden Checkpoints, Dauerkontrollen, Mauern, Alarmsirenen, Notkeller, Steinehagel und Zerrissenheiten von morgens bis abends. Das Buch erzählt den einzigen sinnvollen Ansatz, nämlich auf das Siegen-Müssen zu verzichten, in 1001 Kapiteln: 1-499, in denen Rami mit seinem Motorrad zu einem gemeinsamen Treffen unterwegs ist; 499-1, in denen Bassim auf dem Rückweg ist. Im Kapitel 500 in der Mitte erzählen beide ihre Geschichte, unterstützt von bewegenden Bildern. Kapitel 1001 erzählt die Entstehung.

In den »Schachtelgeschichten« wird viel zusammengetragen von den Vogelzügen über dem Westjordanland, es gibt Erzählbögen von Theresienstadt nach Jerusalem, von Hamburg nach Beit Jala, der Schule Talita Kumi und dem Kloster Cremisan, Kluges über islamische Ästhetik und biblische Erzelterngeschichten, hundertfältige Facetten der Shoah, traumatische Erinnerungen an die Nakba. Rami und Bassam hätten allen Grund sich zu hassen – sie werden Mitglieder der *Combatants of Peace* – ihre verstorbenen Töchter weisen sie in ein anderes Leben, jenseits von Steinschleudern und Plutoniumkernen.

Mehr als fünf Jahre hat Colum McCann an diesem unbeschreiblichen Meisterwerk gearbeitet. Er kannte noch nicht die neuen trumpgestützten Verknüpfungen zwischen Israel und den arabischen Staaten, aufgrund derer die Palästinenser Totalverlierer sind. Seltsam, das Buch erschien im Februar 2020 in den USA, kurz vor dem Aufflammen der »Black Lives Matter«-Proteste. Man kann es nicht zusammenfassen; Es ist ein uneingeschüchterter Appell zur Freundschaft über politisch-religiöse Grenzen hinweg, ein Lehrbuch über den Verzicht auf das Siegen-Müssen. Von Rami heißt es: »Er wollte die Zuhörer wachrütteln. Eine Regung sehen. Nur kurz. Ein sich öffnendes Auge. Das genügte schon. Einen Riss in der Mauer. Den Anflug eines Zweifels. Irgendetwas.« »Es wird erst aufhören, wenn wir reden« – was hier zwei Völker betrifft, trifft in gleicher Dringlichkeit für drei Frauen aus drei Generationen zu: David Grossmann erzählt die Lebens- und Leidensgeschichte der Eva Panic-Nahir, ihrer Tochter und ihrer Enkelin – wieder, wie bei Colum Mc Cann, die Vergegenwärtigung von Lebensgeschichten, vorstellbar verkörpert in literarischer Gestalt wie Rami und Bassim, nun Vera, Nina und Gili.

David Grossmann: Was Nina wusste
Roman, Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer, Hanser Verlag,
251 Seiten, 25 Euro

»Was Nina wusste« ist der Schmerzkern des Buches, das in einem innerfamiliären Minenfeld versucht, drei Generationen eine Sprache zu geben, die spontan und verhalten zur gleichen Zeit ist. Wer andere Darstellungen hinzunehmen will: »A naked Life«, Videogespräche von Danilo Kis mit Eva Panic-Nahir (1989) und »Eva – A Documentary« (2003), auf YouTube abrufbar. Allen gemeinsam ist die Rückkehr an den Tatort *Goli Otok*, Titos Sträflingsinsel, die Hölle in der Adria. (Eine kroatische Pflegekraft, von mir persönlich befragt, stieß ein »Böser Ort« hervor, sagte kein weiteres Wort). Was wusste Nina?

1951, nach dem Bruch zwischen Tito und Stalin, wurde ihr Vater wegen »stalinistischer Umtriebe« verhaftet, gefoltert und in den Selbstmord getrieben. Ihre Mutter, Eva, wird vom kroatischen Geheimdienst erpresst; sie soll ihren geliebten Mann als Verräter brandmarken; so wird sie ihr Leben retten und mit ihrer Tochter in Freiheit leben. Verweigert sie dies, wartet Goli Otok auf sie und für die sechsjährige Tochter Nina »die Straße«... Und – sie entscheidet sich für ihren Mann und gibt die Tochter preis. Eva Panic-Nahir hat David Grossmann gebeten, diese »Familienvorstellung mit Dämonen« (Axel Rühle) zu erzählen. Und er lässt dies beginnen am 90. Geburtstag Evas/Veras im Kibbutz, denn sie ist nach der »Hölle« ausgewandert ins Gelobte Land Israel, wo die Generationen wieder zusammenfinden. An diesem 90. Geburtstag beschließen sie, das bisher Verschwiegene, Verdrängte und Erstickte auf einer Reise nach *Goli Otok* zu erinnern, ja, zu »erlösen«.

Zwei Bemerkungen zum Schluss neben der Versicherung, dass der Roman (?) schier alles enthält – Kriegsberichte, Liebesepisoden, Familienzwiste, humorvolle Gefechte – die Lagererinnerungen werden in einer »dokumentierend-amtlich« wirkenden Schriftart gedruckt, was die Intensität erhöht. Ein weiteres Wunder dieses Buches vollbringt die Übersetzerin Anne Birkenhauer. Jeden Anklang an ein schreckliches »Jiddisch-Idiom« vermeidend, gewinnt sie ein Deutsch für die wohl kroatisch-jiddisch? radebrechende Vera, das das Herz berührt – eine Meisterinnenarbeit! »Es wird erst vorbei sein, wenn wir reden« – und wie sie reden: Vera, Nina, Gili, Grossmann, Birkenhauer – und wir haben das Glück, zuzuhören. Einander zuhören, zueinander gehören, davon erzählt ein Roman, dessen Anfangszeilen lauten:

Abraham B. Yehoshua: Der Tunnel
Roman, Aus dem Hebräischen von Markus Lemke, Nagel & Kimche Verlag,
367 Seiten, 24 Euro

»Lassen sie uns zusammenfassen«, »›Bitte‹, flüstern *beide*«, das kann auch nicht anders sein, waren sie doch 56 Jahre verheiratet, der Schriftsteller und seine Frau, die Kinderärztin, immer etwas realitätstüchtiger als er; sie *sieht* ja auch den kleinen schwarzen Punkt, die »Atrophie«, wie es im ablenkenden Ärztelatein heißt, konkreter: die Demenz oder im Yehoshua- Ton, den einsetzenden Sinkflug des Vergessens. Sie sieht ja auch, wie er aus der Kita den falschen Enkel abholt, nimmt wahr, dass er den Parkplatz vom Auto nicht findet und immer häufiger anderer Leute Vornamen vergisst. Er verläuft sich im Theater und landet schließlich auf der Bühne und geht im Krankenhaus ständig ins falsche Zimmer, kauft auf dem Wochenmarkt und im Supermarkt erst

doppelt, dann dreifach Tomaten ein. Demenz – vor dieser Auskunft hat jeder Angst. »…es kann sich ausweiten, sagt der Neurologe. Kann es… oder wird es? Es kann und wird wahrscheinlich.«

Und die Erzählung beginnt… Sie geht mitten in Israels gegenwärtige Geschichte, sie geht mitten in den Demenzverlauf, doch, dreimal unterstrichen: Es ist eine große Liebesgeschichte! »Ich wollte zeigen, dass Ehen auch halten können«, sagte Yehoshua in einem Interview. Die Dialoge zwischen dem Paar sind eine einzige Wohltat – es gibt von dieser Literatur so wenig! Und eine weitere Wohltat ist, zu lesen, dass viele Israelis kranke Kinder und schwache Alte, Kranke an den Demarkationslinien zu den besetzten Gebieten mit Autos abholen und in ein Krankenhaus bringen und nach Behandlungen wieder zurückfahren. Überhaupt das Krankenhaus: Ein Ort, wo Palästinenser und Israelis gut zusammen arbeiten. Das Krankenhaus – ein Ort der Zusammenarbeit, des Zusammenlebens, das habe immer funktioniert, sagt der Autor.

Und er gibt sehr vorsichtig-nachdenkliche Anstöße zur Demenz, privat, politisch, pragmatisch. Seine Frau (wieder sie!) fädelt ihn in ein Bauprojekt ein, – er war landesweit verantwortlich für Straßenbau – das er mit seinem jungen Nachfolger in der Wüste beginnt, womit »der Tunnel« ins Spiel kommt, ein so abenteuerliches Projekt, dass man aus dem Staunen über Phantasie, Humor, Menschenliebe nicht mehr herauskommt. Seinem Buch gibt Yehoshua die Widmung: »Für meine Ika (1940-2016). Unendliche Liebe.«, denn er ist der »liebevolle Erzähler«. Seine Literatur gründet auf liebevoller Zuneigung. Zuneigung – die bescheidenste Form der Liebe. Sie zeigt die Menschen in ihrer Welt ineinander verbunden, voneinander abhängend, zusammen wirkend. Ein Vor-Geschmack dessen, was sein könnte.

»Lombardei ein von diffusen Lichtern erhellter Nebelschleier…« Vielleicht noch bei Christa Wolf gibt es diese Aufforderung, sich einzulassen auf die Erzählerin, ihr Nachdenken und Erinnern, sich selbst dem Leben auszusetzen mit seinen karnevalesken Zügen, mitzudenken beim inneren Gespräch. »Jahre vergehen, und die Zeit heilt nichts. Sie macht uns nur mutig, unsere Erschütterungen zu tragen.« Ein Buch, »zwischen den Jahren« zu lesen…

Ende Oktober wurde in Moskau, St. Petersburg und Woronesch Iwan Bunins 150. Geburtstag gefeiert; Anlass für den Dörlemann Verlag, einen weiteren Erzählungsband seiner Bunin-Gesamtausgabe (neun Bände seit 2003) hinzuzufügen:

Iwan Bunin: Leichter Atem
Erzählungen 1916-1919, Deutsch von Dorothea Trottenberg, herausgegeben von Thomas Grob, Dörlemann Verlag, 287 Seiten, 25 Euro

Präsident Putins Erlass, ein respektvolles Gedenken des ausgesprochenen Revolutionsgegners – er floh 1920 mit einem der letzten Schiffe von Odessa nach Frankreich – einzuberufen, war zumindest verblüffend, fand bei uns kaum ein Echo, von einigen Lesungen abgesehen. Bunin in einer Ausstellung auf dem Roten Platz? Er habe einen »herausragenden Beitrag zur russischen und zur Weltliteratur« getan, so das Staatsoberhaupt. In der Russischen Staatsbibliothek für Kinder gibt es einen Wettbewerb »Grammatik der Liebe«… Nun war Bunin um die Jahrhundertwende ein geliebter und verehrter Autor, befreundet mit Maxim Gorki, bewundert und zum Lehrer erhoben von Vladimir Nabokov, mehrfacher Träger des Puschkin-Preises, Ehrenmitglied der Russischen Akademie – eine Stimme Russlands, die nach 1917 verstummte, ja erstickte, denn er nahm die Revolution wahr als eine »Orgie des Todes«. Er liebte das alte Russland, seine Dörfer, seine Menschen – er zerbrach an der Gewalt der Umbrüche, die das Dorf und seine Schenken, Bahnhöfe und Jahrmärkte zerstörten. Er blieb in seiner zärtlichen melancholisch-impressionistischen, bezaubernden Sprache und hielt nichts von den neuen Lautexperimenten etwa des Daniil Charms. 1933 erhält er als erster Russe den Nobelpreis für Literatur, da lebt er schon lange in großer Existenznot in Paris. Verarmt, vereinsamt, sieht er voller Entsetzen auf die stalinistische Barbarei, die ihn auch 1945, obwohl von Freunden gebeten, gedrängt, erwartet, an der Rückkehr in die Sowjetunion hindert. 1953 stirbt er in Paris – erschöpft von all dem Schrecklichen, was er erlebt hat, und von all dem Wunderschönen, was er geschrieben hat.

Darum bemüht sich der Schweizer Dörlemann Verlag, der jetzt die Arbeiten aus den schmerzlichen Jahren des Krieges 1916-1919 vorstellt. Die titelgebende Erzählung ist eine wunderbar leichtsinnige, subtil erotische Geschichte, weit ausschwingende Lebenslust und Melancholie lassen den »leichten Atem« und die »kalte Frühlingsluft« nebeneinander atmen. Fatale Affären gibt es noch einige, immer mit malender Sprache erzählt – das müsste unübersetzbar sein, denkt man unwillkürlich. Ein kluges Nachwort ergänzt die brillanten Übersetzungen. Der Band ist angenehm ausgestattet, eine Studie von Kandinsky, *Moskau, Zubovskaja Platz (1918)*, auf dem Einband ist ein Geschenk für sich. Ein fern gewordener, kein verlorener Sohn Russlands malt die vorrevolutionäe Zeit verführerisch schön. Olga Martynova erinnert an Bunins Wort »Amata nobis quantum amabitur nulla!«, deutsch: »Wie sie geliebt wurde, keine wird mehr so geliebt!« Im Russischen ist Russland weiblich….

Wir verdanken der 2017 Litauen gewidmeten Buchmesse die Begegnung mit dem zwischen Kaunas und New York »hangenden« Erzähler Antanas Skema, lange verstummt und vergessen – nun wieder zum Lesen präsent:

Antanas Škėma: Das weiße Leintuch
Aus dem Litauischen von Claudia Sinnig, Guggolz Verlag, 265 Seiten, 21 Euro, mit einem Nachwort von Jonas Mekas

Antanas Škėma: Apokalyptische Variationen
Prosastücke, aus dem Litauischen von Claudia Sinnig, Guggolz Verlag, 425 Seiten, 25 Euro, Anmerkungen, Biographie und ein Essay zum Autor von Claudia Sinnig

»Ein Litauer in New York«, könnte man auch titeln, denn das geräuschvolle New York von John Dos Passos und Upton Sinclair, George Gershwin und Fred Astaire vermischt sich mit dem Lärmen der Märkte in Kaunas und Wilna. Die hart hämmmernde Musik Amerikas und die weich romantischen Melodien seiner litauischen Heimat erfüllen Herz und Ohren. Škėma verwandelt das Exilleben in hinreißende Literatur. Einem jüngeren Bruder des Ulysses von James Joyce gleich, bewegt er sich durch die Metropole Amerikas, setzt einen atemlos modernen Roman aus sich heraus, ironisch, musikalisch, schnell, verblüffend unsentimental, ernst. Der nach verschlungenen Fluchten aus Litauen in deutschen Camps für *Displaced Persons* lebte, von dort 1949 den Weg ins New Yorker Exil fand, nimmt den Charakter einer *Displaced Person* an.

Er arbeitet als Liftboy in einem großen Hotel, erneut jüngerer Bruder geworden, diesmal des Sisyphos mit seinem up and down, up and down, unablässig, Tür auf, Tür zu, steigt ein, steigt aus… Ein vierzigjähriger Liftboy, steigend, fallend, mit einer großen Liebe für Albert Camus, den Sisyphoskenner. Beide sterben bei Autounfällen, *Displaced Persons* auch im Tode. Und immer wieder litauische Volkslieder, Kindheitsbilder. Was bewahrt ihn vor dem Absturz ins Bodenlose? Ein »weißes Leintuch«. Während der sowjetischen Besatzung wurde er nicht gedruckt, seine Literatur galt als »reaktionär und formalistisch«. Die letzte Seite des Buches »Das weiße Leintuch« ist ein Porträtbild, wie Jonas Mekas ihn sah: Eleganter Landstreicher im weiten Mantel mit weiten Hosen, schon New York, noch Wilna; Spieler, Sänger, Schreiber, stilbewusst, frei und nachdenklich.

Dank dem Guggolz Verlag und seinem Gespür für verloren gegangene Literatur, Dank an Claudia Sinnig für die Übersetzung und die liebevolle Textannäherung!

Eines ist allen diesen Büchern gemeinsam: ihre »Mächtigen Gefühle«. Das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin verantwortet einen eigenen Forschungsbereich, der sich der *Geschichte der Gefühle* widmet. Die Leiterin dieses – ozeanischen ! – Forschungsfeldes, Ute Frevert, hat jüngst eine Ausstellung für die Öffentlichkeit präsentiert, die das Panorama der deutschen Gefühlspolitik im 20. Jahrhundert entfaltet. Daraus ist ein Buch entstanden:

Ute Frevert, Mächtige Gefühle, Von A wie Angst bis Z wie Zuwendung. Deutsche Geschichte seit 1900
S. Fischer Verlag, 2020, 496 Seiten, 28 Euro

Läge es jetzt nicht vor, man hätte darum bitten müssen, denn nicht nur Titel wie »Krebs fühlen« von Bettina Hitzer oder »Republik der Angst« von Frank Biess oder die rasch auftauchenden Arbeiten jeglicher Couleur zur Virus-Krise zeigen, wie mächtig wir alle zur Zeit durchgeschüttelt werden von Empfindungen, Ängsten, Schocks und Verunsicherungen. Je mehr von *coolness* geredet wird, je erstrebenswerter *cool* zu sein scheint, desto allmächtiger scheint sein Gegenteil uns zu dominieren. Angesichts der Corona-Leugnung und ihrer verwirrten Deutungen erscheint der Klageruf: »Was hat die Menschheit seit 100 Jahren gelernt?« nachvollziehbar. Es kann gut sein, dass das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung gebeten werden *muss*, einen Forschungsbereich zu eröffnen: *»Die Macht der Dummheit«.* Gefühle zeigen, Gefühle nicht zeigen – im Nu ist ein Lebenslauf, eine Karriere, eine Wahl, ein Urteil entschieden. Ute Frevert hat zwanzig »Mächtige Gefühle« herausgestellt und ist ihnen in der deutschen Geschichte nachgegangen – ein großes Magazin, dessen Fächer reich gefüllt sind und die nach Erfahrung und Interesse mit Zitaten, Kontexten und Bildern geöffnet werden können – der Ausstellung mit zwanzig großen Tafeln gleich. Meine *Neugier* richtete sich zuerst auf *Hass, Wut, Stolz* und *Neid*, um politische Phänomene hier und anderswo besser in den Blick zu bekommen. *Demut, Geborgenheit, Solidarität, Vertrauen, Zuneigung, Freude* werden in der deutschen Geschichte seit 1900 mit ihren erschreckenden Ambivalenzen entfaltet. Die restlichen seien genannt: *Angst, Ehre, Ekel, Empathie, Hoffnung, Liebe, Neugier, Nostalgie, Scham* und *Trauer*.

Jedes dieser Gefühle füllte Regale, nähmen wir weitere Ebenen dazu wie Bildende Kunst und Musik. In einer bekömmlichen *didaktischen Reduktion* (!) breitet die Autorin einen Fächer der Gefühle aus, der zum Weiterlesen, zum Gespräch-Eröffnen, zu seminaristischer Runde im freundlichen Kreis einlädt. Über fünfzig Seiten Anmerkungen erweitern und vertiefen die historischen Anstöße. Eins sei noch angemerkt: Ist »Guernica« von Pablo Picasso das Bild

des 20. Jahrhunderts für Europa, so das Photo des knienden Willy Brandt im ehemaligen Warschauer Ghetto *das* Gefühls-Bild der Deutschen Geschichte seit 1900.

Ute Frevert eröffnet ihre Reihe der Gefühle mit *Angst*. In einem Haus in Berlin-Nikolassee, in dem die Angst das Atmen schwer werden ließ und den Einwohnern, die mit dem Theater, dem Schauspiel, der künstlerischen Darstellung sehr vertraut waren und es dennoch keine Gelegenheit bot, die Angst zu überspielen, erzählt:

Thomas Blubacher: Das Haus am Waldsängerpfad.
Wie Friedrich Wistens Familie in Berlin die NS-Zeit überlebte
Berenberg Verlag, 2020, 189 Seiten, 20 Euro

Heinz Knoblochs Eröffnung seines Moses-Mendelssohn-Buchs mit der Mahnung »Misstraut den Grünflächen!« und dem klugen amerikanischen Appell »Dig, where you stand!« haben wir noch im Ohr als Aufforderung, historische Forschung in der Nähe zu beginnen. Hier müsste man sagen: »Mach die Augen auf und sieh!«. Da steht das verwirrende, so eigenwillige wie schöne Haus im Waldsängerpfad Nr. 3, nahe dem Nikolassee. Von dem Kauf wurde abgeraten: »Es wird ihnen nicht gefallen, es ist so entartet.« Große Köpfe des Bauhauses hatten es gebaut und eingerichtet: Peter Behrens und Marcel Breuer. Der Bauherr, der Psychologe Kurt Levin, unterbrach seine Rückreise von einer Gastprofessur in den USA, als er von der Machtübergabe an Nazis hörte und ließ Berlin Berlin sein. Die Ehefrau des Stuttgarter Theatermannes Fritz Wisten, Trude, erwarb das Haus: Sie und ihr Mann, im Unrechtsjargon der Nazis eine »privilegierte Mischehe«, mit zwei »Mischlingen ersten Grades«, ihren Töchtern Eva und Susanne, zogen ein – in ein Ghetto und eine Rettungsinsel.

Die Nachbarschaft bot Personal für einen Alptraum: »Reichsfrauenführerin« Scholtz-Klink wohnte in der Nähe, ebenso wie der Leiter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP, Walter Gross. Unterdessen war Fritz Wisten in die Leitung des *Jüdischen Kulturbundes* berufen, der von Nazis Gnaden jüdisches Theater für das jüdische Berlin spielen durfte. Mit der Pogromnacht 1938 veränderte sich das Leben völlig: Aufführungsverbote, misslungene Emigrationsversuche, Haftaufenthalte, das Leben wurde unaufhaltsam zugeschnürt.

Am 26. April 1945 erschienen Russen im Berliner Süden – das Atmen wurde wieder leichter. Thomas Blubacher, Schweizer Theaterhistoriker (Monographie über Gustaf Gründgens) dokumentiert auch die Ost-Berliner Theatergeschichte Fritz Wistens, die »Theater« mit Kollegen und der SED, wobei er immer Grenzgänger blieb, denn er gab das schöne Haus im Waldsängerpfad bis zu seinem Tod 1962 nie auf – ein hausgroßer, diesmal besonders schöner Stolperstein. Da steht er mit blendend weißer Fassade; nun können wir eine bewegende Überlebensgeschichte im »Hausbuch« lesen. Es gibt Zeugnis vieler Gefühle: Trauer, Geborgenheit, Solidarität und Hoffnung gehörten gewiss dazu – und Zuneigung.

Von dem bescheidensten und liebenswürdigsten Haushalter deutscher Gefühle in der Literatur mussten wir uns Anfang Oktober 2020 verabschieden: Günter de Bruyn, 93 Jahre alt geworden in seiner »märkischen« Heimat, der er mit gediegener Akribie (»Unter den Linden«) und verhaltener Liebe (»Mein Brandenburg«) viele Geschenke in Zuneigung übereignete. Der Romancier (»Buridans Esel«, »Neue Herrlichkeit«, »Märkische Forschungen«) verstand es, mit diskreter Souveränität der DDR einen Spiegel vorzuhalten, von dem nicht eindeutig klar ist, ob sie ihn wahrzunehmen verstand. »Märkische Forschungen«, das Buch wie die Verfilmung, waren DDR-Forschungen, vielleicht das kritischste Buch zu diesem Staatsgebilde? Den Staatspreis, den er 1989 erhalten sollte, lehnte er ab: »Starre, Dialogunfähigkeit und Intoleranz«, und das war es dann. Dagegen lag seine Meisterschaft in der gedanklichen Beweglichkeit, im Überblenden, in der dialogischen Mehrdeutigkeit, wie er sie großartig vorführte in »Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter« (1975) in einer Passage über die Zensur – im Biedermeier!

Kinder- und Jugendliteratur

Ingrid Schmidt

Heike Carstensen: Julie Wolfthorn
Mit Pinsel und Palette bewaffnet will ich mir die Welt erobern
Jüdische Miniaturen Band 228, herausgegeben von Hermann Simon, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Leipzig 2020, 87 Seiten, 10 Euro

Die Künstlerin Julie Wolfthorn, geboren 1864 in Thorn/Westpreußen, gestorben am 29. Dezember 1944 im Ghetto Theresienstadt, wurde wie so viele andere nach dem Zweiten Weltkrieg vergessen. Sie lebte in Berlin, eine anerkannte Künstlerin, vor allem ihre Porträtkunst machte sie berühmt. Viele Abbildungen vermitteln neben dem einfühlsamen Text von Heike Carstensen eine »Wiederentdeckung«.

Monica Hesse: Sie mussten nach links gehen
Aus dem amerikanischen Englisch von Cornelia Stoll, cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag München 2020, 445 Seiten, 18 Euro

Deutscher Jugendliteraturpreis

Die 18-jährige Zofia Ledermann und ihr Bruder Abek stehen nach dem Krieg vor dem Nichts. Sie wurden aus dem KZ Groß-Rosen befreit. Damals, nach ihrer Verhaftung, wurden sie und ihre Eltern, ihre Großmutter und Tante in das KZ Auschwitz-Birkenau deportiert. An der »Rampe« wurden die Erwachsenen gezwungen, nach rechts zu gehen – in die Gaskammer.

Tiffany Jewell: Das Buch vom Antirassismus
Aus dem Englischen von Elvira Willems, illustriert von Aurélia Durand, Zuckersüß Verlag 2020, 166 Seiten, 24,90 Euro

20 Lektionen für Jugendliche durch die Geschichte des Antirassismus/Hintergründe, Informationen. Clevere Jungen und Mädchen aus vielen Teilen der Welt berichten. Es ist ein Buch der Hoffnung, eine Ermutigung durch inspirierende Geschichten von Stärke, Mut, Liebe. Konkret erklärt werden Sprache, Werkzeuge, Aktionen des Widerstehens.

Sprich es an! – SAG WAS – wie und was!

Der Verein *»Tadel verpflichtet e.V.«, 10999 Berlin, Oranienstraße 183*, engagiert sich mit vielen Ehrenamtlichen gegen Rechtspopulismus und für Demokratie. Konkrete Aktionsvorschläge, »Praxisnahe Beispiele« stehen in kleinen Handreichungen zur Verfügung, z. B.: *rechtspopulistische Sprache erkennen | schwierige Situationen richtig einschätzen | radikal höflich reagieren | …*

ASF-Publikationen

»Impulse für den Umgang mit Rechtspopulismus im kirchlichen Raum«

Die Handreichung richtet sich an Haupt- und Ehrenamtliche in kirchlichen Arbeitsfeldern, die Informationen zu Rechtspopulismus und seinen Anknüpfungspunkten in kirchlichen Kontexten suchen. In der Neuauflage wird vor allem der Rechtspopulismus sowie die sogenannte »Neue Rechte« thematisiert und es werden aktuelle Themen, Strategien und Erzählungen aufgegriffen. Die jahrelangen Erfahrungen und Tipps aus der Beratungs- und Gemeindespraxis, mit denen die Broschüre abschließt, helfen darüber hinaus, die eigene Haltung und Handlungsfähigkeit zu stärken. (kostenlos, zzgl. Versandkosten)

Präfamina – Einleitungen zu den gottesdienstlichen Lesungen

Die Präfamina versucht die Lesungen – insbesondere die unbekannteren, schwierigeren Texte – mit wenigen Sätzen so einzuleiten, dass auch ihre weniger bibelfesten, weniger regelmäßigen Hörer*innen bei der einmaligen Verlesung etwas Wesentliches zu verstehen und zu behalten vermögen. Dabei werden die liturgischen Konsequenzen des christlich-jüdischen Gesprächs für die gottesdienstlichen Lesungen bedacht. Die knappen Texte können einem neuen Hören der biblischen Texte dienen. »Fremde Heimat Liturgie?« Die erklärenden Präfamina helfen, liturgisch Sprache zu finden und Orientierung zu gewinnen in den Herzstücken des christlichen Gottesdienstes. (5 Euro, ab 20 Stück 4 Euro, ab 50 Stück 3 Euro; Neuauflage im Lauf des Jahres 2020)

Jetzt im ASF-Infobüro bestellen:
per Post: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Auguststraße 80, 10117 Berlin //
per Fax: (030) 28395 – 135 // per E-Mail: infobuero@asf-ev.de

Weitere Publikationen finden Sie im ASF-Webshop: www.asf-ev.de/webshop

Kollektenbitte

für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Was wir bisher weit weg von uns glaubten, hat uns erreicht. Ein Virus, das so bedrohlich ist, dass es die gewohnte Ordnung in fast allen Ländern der Welt durcheinanderbringt und das Leben spürbar einschränkt. Viele Menschen haben Angst vor dem, was noch werden kann. Viele wissen nicht, wie sie schaffen sollen, was nun verlangt ist.

Aktion Sühnezeichen – 1958 als christlicher Friedensdienst gegründet und in seinem Selbstverständnis geprägt von der Verantwortung für die Verbrechen, die Deutschland in den besetzten Ländern Europas verübt hat – ist in seiner Arbeit von den Folgen der Pandemie bedroht.

Viele der Freiwilligen lassen sich nicht lähmen von den täglichen Schreckensmeldungen in den Ländern, in denen sie sich im diakonisch-sozialpraktischen Dienst engagieren. Sie sind empfindsam für das Leid, die Einschnürungen im Alltag, das alltägliche »Seufzen der Kreatur«. Sie verbreiten Hoffnung und üben den Mut zur Mitmenschlichkeit. Wie schwach und unvollkommen auch ihre Kraft ist – sie lassen etwas wahrnehmen von der Verheißung des »Schalom«.

Gegenwärtig sind 130 Freiwillige in dieser Arbeit. Wir erbitten für sie stärkende Unterstützung, mit der diese Arbeit weiterhin geleistet werden kann. Einen genaueren Einblick in unsere Strukturen – von den Arbeitsfeldern bis zur Finanzierung – gewinnen Sie aus unseren Informationsmaterialien.

Ihre Jutta Weduwen
Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedendienst

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

DZI Spenden-Siegel

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Autor*innen, Bild- und Fotonachweise

Autor*innen

Die *AG Theologie* von ASF setzt sich aus Ehrenamtlichen unterschiedlicher Generationen und beruflicher Hintergründe zusammen. Angesichts konstitutiver Judenfeindschaft in der Geschichte der Kirchen und des Versagens von Christ*innen in der NS-Zeit, nicht nur gegenüber ihren jüdischen Geschwistern, suchen die Mitglieder der AG gemeinsam nach Möglichkeiten theologischen Denkens und Sprechens im Heute. Zur AG gehören aktuell: Jasper Althaus, Johannes Gockeler, Marie Hecke, Thomas Heldt, Christian Keller, Robert Kluth, Matthias Loerbroks, Angelika Obert, Aline Seel, Christian Staffa.

Wolfgang Brinkel ist Dipl.-Sozialarbeiter und Publizist; von 1982 bis 1987 war er ASF-Geschäftsführer und vor seinem Ruhestand im Jahr 2009 in verschiedenen kirchlichen und städtischen Einreichungen leitend tätig.

Dr. Iason Chandrinos ist seit 2018 Habilitand am Lehrstuhl für Europäische Geschichte (19. und 20. Jahrhundert) der Universität Regensburg. Seine Forschungsinteressen liegen im Bereich des Zweiten Weltkriegs in Griechenland.

Henning Flad ist Diplompolitologe und Projektleiter der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus (BAG K+R), die sich in Trägerschaft von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste befindet.

Dominik Gautier ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Evangelische Theologie und Religionspädagogik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Er ist Mitinitiator des Netzwerkes antisemitismus- und rassismuskritische Religionspädagogik und Theologie (narrt).

Marie Hecke, Mitglied des Vorstandes von ASF, ist Doktorandin der Praktischen Theologie mit dem Schwerpunkt Religionspädagogik, Georg-August-Universität Göttingen. Sie ist Mitglied der AG Theologie.

Ilse Junkermann ist ASF-Vorsitzende und seit 2019 Leiterin der Forschungsstelle »Kirchliche Praxis in der DDR. Kirche sein in Diktatur und Minderheit« in Leipzig. Von 2009 bis 2019 war sie Landesbischöfin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland.

Prof. Claus Leggewie ist Politikwissenschaftler und Inhaber der Ludwig Börne-Professur an der Universität Gießen. Er ist Mitherausgeber der Blätter für deutsche und internationale Politik.

Dr. Matthias Loerbroks ist seit 1998 Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde in der Friedrichstadt, Berlin. Er ist Mitglied der AG Theologie.

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter am Pädagogisch-Theologischen Institut im Evangelischen Bildungswerk Berlin i. R.. Er verfasst vielfältige Presse- und Rundfunkbeiträge und ist seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«.

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin und Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung i.R.. Sie ist seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«.

Nina Schmidt ist Projektleiterin des DisKursLab – dem Labor für antisemitismus- und rassismuskritische Bildung & Praxis an der Evangelischen Akademie zu Berlin sowie Mitglied der Steuerungsgruppe vom Netzwerk antisemitismus- und rassismuskritische Religionspädagogik (narrt).

Dr. Christian Staffa ist Theologe und Studienleiter für Demokratische Kultur und Kirche/Bildung an der Evangelischen Akademie zu Berlin. Seit Oktober 2019 ist er EKD-Beauftragter für den Kampf gegen Antisemitismus. Bis 2012 war er ASF-Geschäftsführer, er ist Mitglied der AG Theologie.

Jakob Stürmann, stellvertretender ASF-Vorstandsvorsitzender, studierte Geschichte, Gender Studies und Osteuropastudien in Berlin und Birmingham. Er arbeitet am Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow.

Jutta Weduwen ist Soziologin und seit 2012 Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Dr. Lorenz Wilkens ist Pfarrer und Studienleiter i. R., seine Arbeitsschwerpunkte sind Theologie, Kunstgeschichte und Religionsphilosophie. Er hat Lehraufträge an der FU Berlin und der Uni Potsdam und ist Mitglied in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«.

Bild- und Fotonachweise

Titelbild, Seite 7, 41, 49, 60, 79: akg images/Abraham Pisarek
Seite 38: Alexander Ochs/privat
Seite 47, Umschlagrückseite: ASF/Helena Schätzle
Seite 59: Johannes Heidler

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | Bank für Sozialwirtschaft
Redaktion: Ute Brenner (verantwortlich), Thomas Heldt, Moritz Kulenkampff, Helmut Ruppel, Gabriele Scherle, Ingrid Schmidt, Jutta Weduwen, Lorenz Wilkens
Gestaltung: Anna-Maria Roch | **Druck:** Druckhaus Dülmen
Auflage: 2 800 Stück | **Ausgabe:** Januar 2021
Foto auf der Umschlagrückseite: ASF-Freiwilliger Constantin in der Gedenkstatte Yad Vashem, Jerusalem. Die Lichtpunkte stehen symbolisch für die im Holocaust ermordeten Kinder.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

... junge Menschen in ihren sozialen und interkulturellen Kompetenzen zu stärken.

... sie zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten einzutreten.

... im Nationalsozialismus verfolgten Menschen zuzuhören und ihnen durch kleine Gesten den Alltag zu erleichtern.

... Begegnungen und Verständigung über Grenzen hinweg zu ermöglichen.

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft zu leisten, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

Junge Menschen in Ihrer Gemeinde können sich jetzt für einen Freiwilligendienst im Ausland mit ASF unter asf-ev.de bewerben. Wir laden Gemeindemitglieder ab 16 Jahren auch herzlich zur Teilnahme an unseren internationalen Sommerlagern ein! Infos unter asf-ev.de/sommerlager

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | Bank für Sozialwirtschaft Berlin